A III 9
16396.
a. β.
~~13~~

[illegible]

Marcus Tullius Cicero

von den

Pflichten

aus der Urschrift übersetzt

mit philologisch kritischen Anmerkungen

von

Joh. Jakob Hottinger.

COBURG

Erstes Bändchen.

Zürich,
bey Ziegler und Söhne 1800.

A III 914 (1/2)

Landesbibliothek
Coburg

Von den Pflichten.

Erstes Buch.

1. Zwar hast du, mein Sohn, bereits ein ganzes Jahr den Cratippus, und zwar zu Athen selbst angehört; und so wohl die großen Verdienste eines Lehrers, der durch Wissenschaft dich bereichern, als auch der Ruhm einer Stadt, die durch Beyspeile dich bilden konnte, lassen mich nicht zweifeln, daß du dir einen reichen Vorrath an philosophischen Grundsätzen und Lebensregeln gesammelt habest. Da ich indeßen das Studium der griechischen und der lateinischen Sprache, und zwar nicht blos beym Philosophieren, sondern auch bey meinen declamatorischen Uebungen, mit Vortheile stets verbunden habe, so rathe ich auch dir das Nähmliche zu thun, um in beyden Sprachen dir eine gleiche Stärke zu erwerben. Zur Erreichung dieses Zweckes hoffe ich meinen Landesleuten eine nicht unbeträchtliche Beyhilfe geleistet zu haben: und in der That glauben nicht

blos solche Leser, welche mit der griechischen Litteratur unbekannt sind, sondern auch gebildete Männer durch meine Schriften eben so wohl an Einsichten, als am Ausdrucke nicht wenig gewonnen zu haben. Du magst also wohl immer noch fortfahren, von dem größten Weltweisen unsers Zeitalters zu lernen, und zwar so lange zu lernen, als du Lust hast: und Lust solltest du so lange haben, als du mit deinen Fortschritten zufrieden seyn kannst. Allein durch die Lesung meiner Schriften, wobey das Urtheil von den Sachen selbst dir völlig unbenommen bleibt, und die von den Lehrmeynungen der Peripatetiker, welche eben sowohl als wir Academiker, Schüler des Sokrates und Plato heissen wollen, wenig abweichen — durch die Lesung meiner Schriften, sage ich, wirst du an Sprachfülle im Lateinischen unstreitig gewinnen. Ich hoffe nicht, daß mir jemand diese Aeusserung als Stolz mißdeuten werde. Denn so wie ich an philosophischen Einsichten den Vorrang vielen willig einräume, so glaube ich hingegen, auf dasje-

nige was den Redner eigentlich ausmacht, und worauf ich mein ganzes Leben verwendet habe, auf das Verdienst eines den Gegenständen angemessenen, lichtvollen und geschmückten Vortrages, ohne mich zu vermessen, Anspruch machen zu dürfen. Ich wünsche also recht sehr, mein Sohn, daß du nicht allein meine Reden, sondern auch meine philosophischen Schriften, welche beynahe schon zu dem Umfange der erstern herangewachsen sind, fleissig lesen mögest. Zwar herrscht in jenen mehr Feuer und Nachdruck; indeß darf auch diese Art des gleichfliessenden und gemässigten Vortrages von dir nicht vernachlässiget werden. Und hier muß ich bemerken, daß es, so viel mir bekannt ist, noch keinem Griechen bisher gelungen sey, sich in beyden Gattungen hervorzuthun, und sowohl die gerichtliche Beredsamkeit, als auch den ruhigen Vortrag des philosophischen Forschers mit Glück zu bearbeiten; es wäre denn etwa, daß man dieses Verdienst dem Demetrius von Phalera zugestehen könnte, einem feinen Denker, der aber

kein feuriger, jedoch ein anmuthsvoller Redner ist, in welchem man den Schüler des Theophrasts erkennen mag. Wie weit ich es in beyden Gattungen gebracht habe, davon mögen andre urtheilen; so viel ist gewiß, daß ich mich um beyde bemüht habe. Nach meinem Urtheile würde dem Plato als Staatsredner, wenn er sich auf diese Gattung hätte legen wollen, aller Nachdruck und Reichthum der Rede zu Gebothe gestanden seyn: so wie dem Demosthenes ein blühender und reizender Vortrag, wenn er mit den ihm vom Plato beygebrachten Kenntnissen sich hätte befassen und sie bearbeiten wollen. Und dieß ist auch mein Urtheil vom Aristoteles und Isokrates; deren der eine wie der andere sich auf seine Gattung eingeschränkt, und die andre hintangesezt hat.

2. Da ich übrigens beschlossen hatte, für einmal etwas, und könftig noch mehreres zu deinem Unterrichte zu schreiben, so fand ich für gut, den Anfang mit einem Gegenstande zu machen, welcher sowohl deiner Jugend als

meinem Charakter am angemessensten ist. In der That scheint mir unter den vielen wichtigen und nützlichen Materien, welche von den Weltweisen eben so gründlich als ausführlich abgehandelt worden sind, dasjenige, was sie uns über die Pflichten vorgetragen haben, von dem ausgebreitetesten Nutzen zu seyn. Denn keine Lage des menschlichen Lebens, weder in öffentlichen noch in häuslichen, weder in bürgerlichen noch in Privatangelegenheiten, weder wenn wir für uns allein, noch wenn wir im Verkehr mit andern handeln, läßt sich ohne Pflichten gedenken, und die Erfüllung oder Vernachlässigung derselben ist es einzig, was den moralischen Werth oder Unwerth des Menschen ausmacht. Auch ist dieses eine Untersuchung, mit welcher sich alle Weltweisen abgeben. Denn wer darf es wagen, Anspruch auf diesen Nahmen zu machen, ohne jemals moralische Vorschriften gegeben zu haben? Inzwischen giebt es einige philosophische Secten, welche durch ihre Begriffe vom höchsten Gut und vom höchsten Ue-

bel die Lehre von den Pflichten gänzlich untergraben. Denn wer vom höchsten Gute die Tugend ausschließt, wer nicht die Moralität, sondern das Interesse zum Maaßstabe von jenem macht, der kann, wenn er seinen Grundsätzen getreu bleibt, und nicht etwa zuweilen von seinem natürlichen Gefühle besiegt wird, weder die Pflichten der Freundschaft, noch der Gerechtigkeit, noch der Freygebigkeit ausüben. Eben so wenig kann derjenige, welcher den Schmerz für das größte Uebel hält, tapfer, noch wer das höchste Gut in dem sinnlichen Vergnügen setzt, mässig seyn. Dieß habe ich an einem andern Orte gezeigt, wiewohl die Sache an sich so klar ist, daß sie keiner weitern Entwicklung bedarf. Jene Secten also können, wofern sie von ihren Grundsätzen nicht abweichen wollen, von den Pflichten nicht handeln. Ueberhaupt lassen sich von keinen Weltweisen sichere, bestimmte, und der Natur des Menschen angemessene Vorschriften von den Pflichten erwarten, als von denjenigen, welche das moralische Gute für das ein=

zige, oder doch für das höchste, von jeder andern Sache unabhängige Gut erklären. Sonach fällt diese Untersuchung ausschliessend den Stoikern, Academikern und Peripatetikern heim. Denn was das System eines Aristo, Pyrrho und Herills betrifft, so ist dieses schon lange der allgemeinen Verachtung Preiß gegeben. Und dennoch würden auch sie berechtigt seyn, von den Pflichten zu sprechen, wofern sie nur den äussern Dingen einen Werth gelassen hätten, um daher die Pflichten ableiten zu können. Ich werde also für dießmal und in dieser Untersuchung vornehmlich den Stoikern folgen: das heißt; ich werde sie, nicht ausschreiben, sondern nach meiner Gewohnheit, mit eigner Prüfung, und nach Gutbefinden, so viel, und wie ich es nöthig finden werde, aus ihren Quellen schöpfen. Und hier muß ich, da ich in meiner ganzen Abhandlung einzig von den Pflichten zu reden habe, zum voraus bestimmen, was ich unter Pflichten verstehe, eine Vorsicht, welche Panätius zu meiner Verwunderung ausser Acht gelassen

hat. Denn jede gründliche Untersuchung sollte von der Erklärung ihres Gegenstandes ausgehen, damit man wissen möge, wovon eigentlich die Rede sey.

3. Die Abhandlung von den Pflichten zerfällt in zwey Haupttheile. Der eine besteht in der Bestimmung des höchsten Gutes. Der andre beschäftigt sich mit den Vorschriften, nach welchen wir uns in jedem Verhältnisse des Lebens zu richten haben. In dem erstern Hauptstücke, kommen folgende und ähnliche Fragen vor: ob alle Pflichten vollkommene Pflichten, und ob die einen wichtiger seyen als die andern. Derjenige Haupttheil, welcher sich mit den Vorschriften befaßt, scheint zwar mehr praktisch zu seyn: indeß steht auch dieser mit der Lehre vom höchsten Gute, in einer, wiewohl weniger in die Augen fallenden Beziehung: und dieser ist es, welchen ich in diesen Büchern abzuhandeln gedenke. In jenem erstern Haupttheile werden die Pflichten in zwey Classen abgetheilt. Es giebt mittlere Pflichten, und giebt vollkommne

Pflichten. Die vollkommne Pflicht werde ich auch die regelmässige, was die Griechen κατόρθωμα heissen, die mittlere hingegen, auch die gemeinsame nennen können; die Griechen heissen sie καθῆκον. Die Erklärungen, welche sie von beyden geben, sind folgende. Die vollkommne Pflicht, sagen sie, sey eine regelmässige Handlung; die mittlere eine Handlung, für welche sich annehmliche Gründe angeben lassen. — Was nun die Betrachtungen anbelangt, welche jeder pflichtmässigen Handlung vorangehen müssen, so sind diese nach dem Panätius von dreyfacher Art. Entweder überlegt man, ob dasjenige, worüber wir mit uns selbst zu Rathe gehen, moralisch gut oder böse sey, eine Betrachtung bey welcher oft unser Geist zwischen entgegenstehenden Meynungen hin und her schwankt — oder aber, man untersucht und erwiegt eine Handlung von Seite ihres Einflusses auf die Bequemlichkeiten und Vergnügen des Lebens, auf unsre ökonomische Lage, auf Verbindungen mit Freunden

und Clienten, auf Macht, und alles das, womit wir uns selbst oder den Unsrigen nützen können. Und diese Untersuchung schränkt sich einzig auf die Rubrik des Nützlichen ein. Die dritte Art von Betrachtung tritt dannzumal ein, wenn das moralische Gute mit dem Nützlichen zu collidieren scheint. Und hier geschieht es nun oft, daß, indem von der einen Seite der Nutze uns zu sich hinreißt, von der andern die Moralität uns zurückruft, unser Geist mit sich selbst in Zwiespalt geräth, und von entgegengesetzten Reflexionen beunruhiget wird. Bey dieser Abtheilung werden zwey Stücke vermißt: nun aber ist, wie man weiß, bey jeder Abtheilung jede Auslassung ein wesentlicher Fehler. Denn es kömmt nicht immer nur in die Frage, ob eine Handlung sittlich gut oder böse, sondern auch zuweilen, welche von zweyen guten Handlungen die bessere, desgleichen, welche von zweyen nützlichen die nützlichere sey. Folglich muß der Plan der Abhandlung, in welchem Panätius nur drey Theile gefunden hat, in

fünfe zerlegt werden. Zuerst habe ich von dem, was moralisch gut ist, und zwar in gedoppelter Rücksicht, hernach eben so von dem Nützlichen, und zuletzt von der Vergleichung beyder mit einander zu sprechen.

4. Der erste Grundtrieb, welchen, um so weit zurückzugehen, die Natur in alle lebendigen Wesen gelegt hat, geht auf die Selbsterhaltung, auf die Sorge für Leben und Körper, auf die Entfernung alles dessen, was uns nachtheilig seyn könnte, auf die Erwerbung und Herbeyschaffung der Bedürfnisse des Lebens, dergleichen Nahrungsmittel, Wohnung und andre solche Dinge mehr sind. Ein zweyter, ebenfalls allen Thieren gemeinschaftlicher Trieb, ist der Trieb sich zu paaren, und sein Geschlecht fortzupflanzen, nebst einer gewissen Wartung und Pflege der Jungen. Indeß findet sich zwischen dem Menschen und den übrigen Thieren darinn ein wesentlicher Unterschied, daß die letztern, einzig von den sinnlichen Eindrücken geleitet, sich auf das, was gegenwärtig und ihnen zunächst

ist, einschränken, ohne sich viel um das Vergangene oder Zukönftige zu bekümmern. Der Mensch hingegen ist mit Vernunft begabet. Vermittelst dieser sieht er die Folgen der Dinge, erkennt ihre Ursachen, bemerkt vorwärts und rückwärts ihre Verkettung, vergleicht die Aehnlichkeiten, knüpft das Zukönftige mit dem Gegenwärtigen zusammen: und eben dadurch wird es ihm leicht, den ganzen Plan seines Lebens zu überschauen, und in dieser Rücksicht, alles, was er bedarf, sich zum voraus anzuschaffen. Eben diese Vernunft, welche den unterscheidenden Charakter des Menschen ausmacht, verbindet den Menschen mit Seinesgleichen durch das Band der Sprache und des geselligen Lebens, flößt ihm eine ausgezeichnete Neigung für diejenigen ein, welche er erzeugt hat, und erregt in ihm das Verlangen gesellschaftliche Verbindungen und Zusammenkünfte gestiftet zu sehen, und selbst daran Theil zu nehmen. Eine Folge davon ist das Bestreben, nicht nur für sich allein, sondern auch für Gattinn,

Kinder, und alle die, welche ihm theuer sind, und für die er zu sorgen hat, einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln, und allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten herbeyzuschaffen. Diese Sorge ist es auch, welche seinem Geiste einen höhern Schwung giebt, und ihn mit Macht zur Thätigkeit spannt. — Ein andrer auffallender Zug in dem eigenthümlichen Charakter des Menschen besteht in dem Triebe nach Erkenntniß, und Erforschung der Wahrheit. Dieser äussert sich dannzumal, wenn wir von den Beschäftigungen und Sorgen für die Bedürfnisse des Lebens frey sind, durch ein Verlangen immer etwas zu sehen, zu vernehmen, zu lernen. Alsdenn scheint uns die Untersuchung verborgner und merkwürdiger Gegenstände ein nothwendiges Bedingniß eines glückseligen Lebens zu seyn. Hieraus ergiebt es sich, daß auch Wahrheit, Einfalt und Lauterkeit in dem Charakter der Natur des Menschen vorzüglich angemessen sey. — An die Begierde nach Erforschung der Wahrheit schließt sich unmittelbar

der Trieb nach Unabhängigkeit an, vermöge dessen kein von der Natur unverwahrloster Mensch einem andern gerne gehorchen wird, als dem, der ihn durch Vorstellungen und Gründe belehrt, oder um des allgemeinen Beßten willen eine gerechte und gesezmässige Herrschaft ausübt. Eben dieser Trieb ist es, welcher Seelengröße und Geringschätzung aller äussern Dinge erzeugt. — Ferner äussert sich der vernünftige Charakter des Menschen darinn, daß er unter allen belebten Wesen das einzige ist, welches Gefühl für Ordnung, Schicklichkeit und Vernunftmässigkeit sowohl im Thun als im Reden hat. Selbst in Absicht auf die Gegenstände des Gesichtes ist kein anderes belebtes Geschöpfe ausser ihm für Schönheit, Reitze, und Harmonie der Theile empfindlich. Diese Begriffe nun trägt er, als ein vernünftiges Wesen, durch die Analogie von den Augen auf den Verstand über, und glaubt Schönheit, Uebereinstimmung, und Ordnung in Gesinnungen und

Hand=

Handlungen weit genauer befolgen, alles Unschickliche und Unmännliche in seinem Betragen weit sorgfältiger vermeiden, und in allem seinem Denken und Thun, sich vor jeder Regellosigkeit hüten zu müssen. Dieß sind nun die Bestandtheile, welche zusammengenommen das moralische Schöne und Gute, dessen Ursprung ich hier aufgesucht habe, ausmachen; — und schön wird dieses immer bleiben, wenn es auch dafür nicht anerkannt, alles Beyfalls würdig, wenn es auch von keinem Menschen gelobt würde.

5. Bis hierher, mein lieber Marcus, habe ich dir den Umriß, und so zu sagen das Bild des moralisch Schönen und Guten dargestellt. Wäre dieses unserm körperlichen Auge sichtbar, so würde es uns, wie Plato sagt, mit der leidenschaftlichsten Liebe für die Tugend entflammen. — Dem Gesagten zufolge entspringt die Moralität unsrer Handlungen aus einer den vier folgenden Quellen. Entweder liegt sie in der Erkenntniß und Untersuchung

der Wahrheit; oder in der Beobachtung der gesellschaftlichen Pflichten, in der Schonung des Eigenthums, und der gewissenhaften Erfüllung der Verkommnisse; oder in der Erhabenheit, Stärke und unbesiegten Festigkeit des Geistes; oder in der Regelmässigkeit und Beschränkung aller unsrer Handlungen und Reden, wodurch die Tugend der Mäßigung und der Selbstbeherrschung sich äussert. Wiewohl nun alle diese vier Stücke in Verbindung stehen, und so zu sagen, in einander verflochten sind, so entspringen doch aus jedem derselben besondre Gattungen von Pflichten. Aus dem ersten Stücke der gemachten Eintheilung, welches die Weisheit oder die Klugheit enthält, fließt, zum Beyspiele, die Pflicht der Erforschung und Untersuchung der Wahrheit, welche die eigenthümliche Beschäftigung dieser Tugend ist. Denn je mehr einer im Stande ist, in einer Vorstellung das Wahre zu entdecken, je scharfsinniger und schneller er die Gründe davon wahrnimmt und entwickelt, desto gegründetere Ansprüche kann er

auf Weisheit und Einsichten machen. Weisheit ist also der Gegenstand, mit welchem sich diese Tugend beschäftigt, und der Stoff, den sie bearbeitet. Die übrigen drey Tugenden beschäftigen sich mit den Bedürfnissen des Lebens, und mit Herbeyschaffung und Aeufnung derjenigen Dinge, von welchen das thätige Leben seine Nahrung hat. Der Zweck der Gerechtigkeit ist es, die gesellschaftliche Verbindung der Menschen unter einander aufrecht zu erhalten. Die Erhabenheit und Größe der Seele zeigt sich in dem Bestreben, uns selbst und den Unsrigen Macht, Ansehen und äussere Vortheile zu verschaffen, noch weit mehr aber in der Geringschätzung eben dieser Dinge. Endlich finden auch Regelmäßigkeit, Uebereinstimmung, Mäßigung und ähnliche Tugenden ihre Stelle da, wo vom Handeln, und nicht bloß von einer Speculation des Geistes die Rede ist. Denn eben dadurch, daß wir Beschränkung und Regelmäßigkeit in den Geschäften des Lebens beobachten, wird sittliche Schönheit und Wohlanständigkeit erzielet.

6. Unter den vier Classen, welche nach meiner gemachten Eintheilung das Wesen des moralischen Guten ganz erschöpfen sollen, hat diejenige, welche in der Erforschung der Wahrheit besteht, mit der Natur des Menschen die allgemeinste Beziehung. Denn wir alle fühlen in uns einen starken Trieb und Hang nach Erkenntniß und Wissenschaft; und von dieser Seite einen Vorzug zu besitzen, deucht uns schön: hingegen sehen wir Trug, Irrthum, Unwissenheit und Täuschung als ein wirkliches Uebel, und als etwas Schimpfliches an. In Ansehung dieser Gattung, welche, wie ich sagte, der Natur des Menschen so angemessen ist, hat man sich vor zwey Fehlern zu hüten: der eine; daß wir das Ungeprüfte nicht mit dem Geprüften verwechseln, noch im Urtheilen uns übereilen. Wer diesen Fehler zu vermeiden wünscht, (und wer sollte das nicht wollen?) der wird der Prüfung der Gegenstände die nöthige Zeit und Genauigkeit schenken. Der zweyte Fehler, dessen sich manche schuldig machen, besteht darinn, daß sie zu viel Fleiß

und Mühe auf dunkle, spitzfindige und unfruchtbare Untersuchungen verwenden. Wofern diese beyden Fehler vermieden werden, so verdient jede Arbeit, welche auf nützliche und wissenswürdige Gegenstände verwendet wird, allen Beyfall. So hat sich vormals Cajus Sulpicius auf die Sternkunde gelegt: Sextus Pompejus gab sich, wie jedermann weiß, mit der Meßkunst ab: viele haben sich mit der Dialektik, und nicht wenige mit dem bürgerlichen Rechte beschäftigt. Alle diese Kenntnisse haben die Erforschung der Wahrheit zum Gegenstande: allein dadurch sich von einem thätigen Leben abhalten zu lassen, dieß ist wider die Pflicht. Denn das, was die Tugend verdienstliches hat, besteht ganz im Handeln. Inzwischen hat das thätige Leben auch seine Ruhepunkte, welche uns eine öftere Rückkehr zum Studieren verstatten: überdieß kann die rastlose Thätigkeit unsers Geistes, auch ohne den ausdrücklichen Vorsatz zu studieren, uns immer mit speculativen Betrachtungen unterhalten. — Uebrigens hat die Thätigkeit des

denkenden Geistes einen zweyfachen Gegenstand. Entweder sind es Ueberlegungen, welche Beziehung auf Pflicht und ein glückseliges Leben haben; oder es sind speculative Betrachtungen über wissenschaftliche Gegenstände. — So viel von der ersten Quelle der Pflichten.

7. Von den übrigen drey Classen ist diejenige, welche die gesellschaftliche Verbindung der Menschen, und die Bande des gemeinsamen Lebens betrift, von dem weitesten Umfange. Diese Classe begreift zwey Pflichten in sich; die Gerechtigkeit, eine Tugend, welche mehr als jede andre in die Augen leuchtet, und um derentwillen man eigentlich nach dem Sprachgebrauch ein rechtschafner Mann heißt; und die mit jener verwandte Wohlthätigkeit, welche sich auch Güte, oder Freygebigkeit nennen läßt. Die erste Pflicht der Gerechtigkeit ist diese; daß man niemandem, ohne vorher erlittenes Unrecht schade: die zweyte; daß man gemeinsame Güter als solche, und nur das Eigenthum, als das seinige behandle. Ein

Eigenthum giebt es im Stande der Natur nicht. Es entsteht durch die erste Besitznehmung, da man sich in unbewohnten Gegenden niederließ; oder durch Siege, wenn man mit bewafneter Hand ein Land eroberte; oder durch gesetzmäßige Vertheilung, Verträge, Vergleiche, und durchs Loos. So ist es gekommen, daß z. B. das Arpinische den Arpinaten, das Tusculanische der Tusculanern zugeeignet wird. Und eben diesen Ursprung hat auch das Eigenthum einzelner Personen. Da nun diejenigen Güter, welche nach der Natur gemeinsam waren, das Eigenthum einzelner Personen geworden sind, so soll jeder sich auf seinen Antheil einschränken. Jede weitere Anmaaßung ist eine Verletzung der Rechte der menschlichen Gesellschaft. Da wir übrigens, wie Plato sehr schön sagt, nicht allein um unser selbst willen leben, sondern einen Theil unsers Daseyns dem Vaterlande, einen andern unsern Freunden schuldig sind, da, wie die Stoiker sagen, alle Produkte der Erde zum Genusse der Menschen, und die Menschen

selbst um der Menschen willen geschaffen sind, um sich einer dem andern zu nützen; so ist es unsre Pflicht, hierinn der Natur nachzuahmen, zu dem allgemeinen Nutzen das unsrige beyzutragen, durch gegenseitige Dienste, die wir sowohl leisten, als empfangen, durch Kunstfleiß, Thätigkeit und unser Vermögen das gesellschaftliche Band der Menschen unter einander zu knüpfen. — Die Grundlage der Gerechtigkeit ist Redlichkeit: das ist, Zuverlässigkeit und Wahrheit unsrer mündlichen Aeusserungen und Verkommnisse. Und hier sey es mir vergönnt, dem Beyspiele der Stoiker in Absicht ihrer etymologischen Nachforschungen zu folgen, und, wiewohl vielleicht manchem dieses ein wenig gezwungen scheinen mögte, zu glauben, daß das Wort fides von fieri abstamme, weil das, was man sagte, gethan wird. — Was nun die Ungerechtigkeit betrift, so giebt es zwey Arten derselben. Die eine besteht in Thätlichkeiten; die andre begehen diejenigen, welche fremdem Unrecht, obgleich es in ihrer Macht stühnde, nicht steuern.

Wer nun durch Zorn, oder irgend eine andre Leidenschaft sich verleiten läßt, einen andern ungerechter Weise zu schädigen, der thut dadurch gewisser Maaßen einen feindlichen Anfall auf seinen Verbündeten; und wer einen andern nicht vertheidiget, und einem Unrecht, wofern er es kann, sich nicht widersetzt, der ist eben so gut strafbar, als wenn er Eltern, Freunde oder Vaterland im Stich liesse. Nicht selten ist es Furcht, und die Besorgniß, selbst Schaden zu leiden, wofern man nicht seinem Gegner zuvorkomme, welche die Menschen zu thätlichen und vorsetzlichen Ungerechtigkeiten verleitet. Am öftersten aber entstehen solche aus der Begierde, sich gewisse Vortheile zu verschaffen: und hierbey kömmt in den meisten Fällen der Eigennutz ins Spiel.

8. Die Begierde nach Reichthum hat gewöhnlich entweder die Befriedigung der Bedürfnisse, oder das sinnliche Vergnügen zum Zwecke. Nur Männer von edlerer Denkungsart streben nach dem Gelde, um dadurch Einfluß zu erhalten, und im Stande zu seyn, sich viele verbindlich

zu machen. So sagte vorlängst Marcus Crassus, wer eine der ersten Rollen im Staate spielen wolle, der sey nicht reich genug, wenn er nicht von seinen Einkünften ein Kriegsheer unterhalten könne. Andre suchen ihr Vergnügen in einem prächtigen Aufzug, in kostbaren Geräthen, und einer Lebensart, welche Geschmack und Ueberfluß verbindet: alles so viele Quellen einer unersättlichen Geldbegierde. An und für sich ist nun freylich die Vermehrung des Vermögens, in wie fern dadurch niemand gekränkt wird, gar nicht zu tadeln: nur hüte man sich stets, andre dadurch zu beeinträchtigen. Am allermeisten sind diejenigen, welche sich von der Begierde nach Befehlshaberstellen, Würden, und äusserm Glanze beherrschen lassen, der Gefahr ausgesetzt, die Pflichten der Gerechtigkeit hintanzusetzen. Denn was Ennius sagt:

Wer einen Scepter führt,
Dem ist kein Band, und keine Zusag heilig,

Das paßt eben nicht nur auf Könige. Denn bey jedem Vorzuge, welchen nicht mehrere be-

sitzen können, pflegt der Wetteifer gewöhnlich so weit zu gehen, daß es ihm äusserst schwer wird, die Pflichten der Gesellschaft nicht zu verletzen. Ein ganz neuerliches Beyspiel hiervon ist der Wahnsinn des Cajus Cäsar, welcher der Alleinherrschaft zulieb, die er sich thörichter Weise in den Kopf gesponnen hatte, alle göttlichen und menschlichen Rechte zu Boden warf. In dieser Absicht ist es sehr zu bedauern, daß es gerade die größten Geister, und die vorzüglichsten Köpfe sind, über welche die Begierde nach Rang, Herrschaft, Macht und Ansehen am meisten vermag. Um so viel mehr sollte man auf der Hut seyn, von dieser Seite nicht auszuschweifen. — Uebrigens kömmt bey der Beurtheilung jeder thätlichen Ungerechtigkeit sehr viel darauf an, ob sie die Wirkung einer Gemüthsbewegung, welche gewöhnlich vorübergehend und von kurzer Dauer zu seyn pflegen, oder aber des Vorsatzes und der Ueberlegung sey. Eine solche Handlung, wenn sie in der Hitze der aufwallenden Leidenschaft geschieht, ist weniger sträflich, als ei-

ne überlegte und angebahnte Beleidigung. So viel von der thätlichen Ungerechtigkeit.

9. Was nun diejenige Vernachläßigung der Pflicht betrift, welche darinn besteht, daß man fremdem Unrecht nicht steuert, so entspringt diese aus mancherley Quellen. Entweder fürchtet man sich vor Feindschaft, oder scheuet Arbeit, und Aufwand: oder es ist Gleichgültigkeit, Trägheit, Unfähigkeit; oder endlich auch gewisse Neigungen und Lieblingsbeschäftigungen, welche uns so fesseln, daß wir darüber diejenigen preis geben, welche wir schützen sollten. Was daher irgendwo Plato von den Weltweisen sagt, sie erfüllten die Pflichten der Gerechtigkeit dadurch, daß sie sich mit der Erforschung der Wahrheit beschäftigten, und diejenigen Dinge, nach deren Besitze die meisten Menschen mit Heftigkeit streben, und um derentwillen sie gegen einander im Felde liegen, als nichtswürdig verachteten, das scheint mir noch einigem Zweifel unterworfen zu seyn. Freylich erfüllen sie auf der einen Seite die Pflichten der Gerechtigkeit dadurch, daß sie

niemandem thätliches Unrecht zufügen: allein auf der andern fehlen sie darinn, daß sie von ihrer Lernbegierde sich abhalten lassen, derjenigen sich anzunehmen, welche zu schützen es ihre Pflicht wäre. Solche Männer, glaubt Plato, werden sich auch nimmer mit Regierungsgeschäften beladen, wofern sie nicht dazu genöthiget werden. Allein besser wäre es allerdings, sie würden dieß aus eigenem Triebe thun. Denn jede gute Handlung, ist nur in so fern eine pflichtmäßige Handlung, als sie freywillig geschieht. Auch solche giebt es, welche entweder aus Liebe zu ihrer Oekonomie, oder aus einer gewissen Art von Menschenscheu, so wie sie sagen, für sich leben, um niemandem zu nahe zu treten. Indem diese die eine Art von Ungerechtigkeit vermeiden, so fallen sie in die andre. Sie treten in so fern aus der menschlichen Gesellschaft heraus, als sie derselben weder durch ihr gemeinschaftliches Interesse, noch durch ihre Bemühungen, noch durch ihr Vermögen nützlich werden. — Nachdem ich nun die beyden Gattungen der Ungerechtig-

keit, nebst ihren Quellen angezeigt, und auch vorher die Bestandtheile der Gerechtigkeit angegeben habe, so wird es nun, wofern anders uns keine Selbstsucht täuscht, nicht schwer seyn, zu bestimmen, was in jeder Beziehung die Pflicht von uns fodre. Freylich hat die Beurtheilung der Ansprüche, welche andre an uns zu machen haben, nicht geringe Schwierigkeiten. Zwar sagt Chremes beym Terenz, daß von allem, was Menschen angehe, nichts ihm gleichgültig seyn könne. Da wir indeß unser eignes Glück und Unglück lebhafter wahrnehmen, und tiefer empfinden, als das was andern widerfährt, und da wir dieß letztre gewisser Maassen nur in einer weiten Entfernung erblicken, so pflegen wir auch anderst von dem zu urtheilen, was sie, und anderst von dem, was uns selbst angeht. In so fern ist es eine Regel der Klugheit, in Rücksicht auf andre keine Handlung zu begehen, über deren Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit wir bey uns selbst anstehen. Denn was rechtmäßig ist, das empfiehlt sich durch seine auf-

fallende Klarheit: hingegen verräth der Zweifel immer eine geheime Neigung andern Unrecht zu thun.

10. Uebrigens giebt es oft Fälle, da eine Handlung, welche an sich dem gerechten und tugendhaften Manne durchaus geziemt, ihre Natur verändert, und gerade das Gegentheil wird — Fälle, in denen es zur Pflicht wird, anvertrautes Gut nicht wieder zu erstatten, sein Versprechen nicht zu erfüllen, und demjenigen, was die gethanen Aeusserungen und Zusage erwarten liessen, nicht gemäß zu handeln. In solchen Fällen hängt die Entscheidung von jenen zwey Grundregeln der Gerechtigkeit ab, welche ich gleich Anfangs festgesetzt habe, daß man erstlich niemandem schade; fürs zweyte, daß man den Nutzen der Gesellschaft befödere. So oft nun die Umstände in dieser Rücksicht eine Veränderung bewirken, so verändert sich auch die Pflicht, und bleibt nicht immer dieselbe. Zum Beyspiel: es kann sich der Fall eräugnen, daß die Erfüllung eines Versprechens oder Verkomm-

nisses der einen oder der andern von beyden Partheyen zum Schaden gereicht. Hätte z. E. Neptun, um ein Beyspiel von der tragischen Bühne zu borgen, das, was er dem Theseus versprochen hatte, nicht gehalten, so würde der erstere seines Sohnes Hippolytus nicht beraubt worden seyn. Denn unter dreyen Wünschen, welche ihm verstattet wurden, betraf, wie es heißt, einer den Tod seines Sohnes Hippolytus, welchen er im Zorn gewünscht hatte, und die Gewährung desselben stürzte ihn in die tiefste Betrübniß. Solche Versprechen also, deren Erfüllung demjenigen, welchem man sie gethan hat, zum Schaden gereichen würde, ist man nicht verbunden zu halten: und auch bey solchen, deren Erfüllung, uns mehr Schaden, als demjenigen, welchem wir sie gethan haben, Nutzen bringen würde, handeln wir nicht gegen unsre Pflicht, wenn wir das Wichtigere dem minder Wichtigen vorziehen. Gesetzt, ich hätte mich z. B. gegen jemanden anheischig gemacht,

als

als sein Beystånder vor Gericht zu erscheinen, und in der Zwischenzeit fiele mein Sohn in eine gefåhrliche Krankheit, so würde ich nicht gegen meine Pflicht handeln, wenn ich meine Zusage nicht hielte; wohl aber eher der andre, wenn er sich beklagen wollte, von mir im Stiche gelassen zu seyn. Was ferner diejenigen Versprechen betrift, welche durch Drohungen abgenöthiget, oder durch List erschlichen sind, so ist es wohl offenbar, daß sie keine Verbindlichkeit haben. Auch werden die meisten von dieser Art, in den Edicten der Pråtoren, einige auch in den Gesetzen für ungültig erklårt. — Es giebt auch eine gewisse Art von Ungerechtigkeiten, welche durch Schikane, das ist, eine spitzfindige und arglistige Auslegung der Rechte entsteht. Daher jenes allbekannte Sprüchwort, welches das **höchste Recht** das **höchste Unrecht** nennt. Von dieser Seite sündigen nicht selten die Staaten gegen einander. So z. B. jener Feldherr, welcher, nachdem er einen dreyßigtågigen Waffenstill-

stand mit dem Feinde geschlossen hatte, nächtlicher Weile die feindlichen Felder verheerte, indem, wie er sagte, der Waffenstillstand für die Tage nicht für die Nächte geschlossen ward. Auch die Handlung des Quintus Fabius Labeo, oder wer es sonst war, denn ich kenne die Geschichte nur vom Hörensagen, verdient eben keinen Beyfall, wenn anders dasjenige wahr ist, was man von ihm erzählt. Als er nämlich den Nolanern und Neapolitanern in Betreff ihrer Gränzstreitigkeiten vom Senate zum Schiedsrichter gegeben worden, und an Ort und Stelle gekommen war, so soll er mit beyden Partheyen absonders geredet, und sie ermahnt haben, in dieser Sache sich weder allzugenau noch intereßirt zu beweisen, und lieber ein wenig zurücke als vorwärts zu gehen. Da von beyden Seiten dieses geschah, so blieb in der Mitte ein Stück Landes übrig. Nun bestimmte er die Gränzen so, wie sie von ihnen selbst angegeben waren, und sprach das in der Mitte liegende Land dem römischen Volke zu. Das heiße ich nun nicht einen Zwist entscheiden,

sondern die Partheyen berücken. Dergleichen Kniffe muß man sich nie in keinem Falle erlauben.

11. Auch gegen seine Beleidiger hat man Pflichten zu erfüllen. Denn die Abstrafung, wodurch man sich Genugthuung verschaft, hat ein Ziel, welches sie nicht überschreiten darf. Meines Ermessens soll es uns schon genug seyn, den Beleidiger dahin gebracht zu haben, daß er seine That bereut, so daß in Zukunft weder ihn noch andre die Lust ankomme, uns zu nahe zu treten. — Besonders aber müssen die Staaten gegen einander das Kriegsrecht beobachten. Denn da es zwey Arten giebt, einen Zwist zu endigen, wovon die eine in Beleuchtung und Auseinandersetzung der Gründe, die andre in gewaltthätigen Mitteln besteht, und da die erstre den Menschen eigen ist, die letztere den Thieren, so dürfen wir von dieser dann erst Gebrauch machen, wenn uns jene nicht zu Statten kömmt. Insofern ist es also wohl erlaubt, Kriege zu führen, als wir dadurch Sicherheit und Friede zu erzielen suchen:

allein nach dem Siege müssen wir die Feinde schonen, wenn sie sich im Kriege weder grausam noch unmenschlich bewiesen haben. So machten es unsre Vorfahren. Den Tusculanern, Aequern, Volscern, Sabinern, Hernicern, ertheilten sie sogar das Bürgerrecht; hingegen zerstörten sie Karthago und Numantia bis auf den Grund. Ich wünschte, daß sie es mit Corinth nicht auch so gemacht hätten. Indeß wirkte hierbey vermuthlich eine besondre Rücksicht: und, wie ich denke, war es vorzüglich die so günstige Lage dieser Stadt, welche leicht eine Versuchung zu künftigen Kriegen werden konnte. Nach meinem Urtheile sollte man nie einen Frieden verschmähen, bey welchem die künftige Sicherheit keine Gefahr läuft. Hätte man in dieser Rücksicht meinem Rathe gefolgt, so würden wir immer noch einen Freystaat, wenn auch nicht den beßten haben, wovon uns nun gerade nichts übrig ist. — Nicht nur sollte man die Ueberwundenen überhaupt schonen, sondern auch diejenigen, welche es zum Sturme kommen liessen, bevor sie die Waffen niederlegten

und sich dem Feinde ergaben. Von unsern Vorfahren wurden die Pflichten der Gerechtigkeit von dieser Seite so genau beobachtet, daß die Befehlshaber gewöhnlich die Schutzherrn der von ihnen besiegten Völker wurden. Ueberhaupt aber enthält das Fetialrecht des römischen Volkes in Absicht der Kriege solche Vorschriften, welche die unverfälschten Aussprüche der Billigkeit sind. Diesem Zufolge ist kein Krieg rechtmäßig, der ohne vorher verlangte Wiedererstattung oder Genugthuung, geführt, keiner, der nicht zuerst erklärt und angekündigt ward. Als Popilius mit der Armee in seiner Provinz stand, that der junge Cato unter ihm die ersten Kriegsdienste. Nun entließ Popilius eine Legion, und zugleich auch den Sohn des Cato, welcher in dieser Legion diente. Als aber der letztere aus Lust zum Kriegsdienste bey der Armee zurückblieb, so schrieb Cato an den Popilius, er mögte seinen Sohn, wofern er für gut fände, ihn beym Heere zu behalten, den Kriegseyd von neuem schwören lassen, weil er seines ersten Eydes entlassen, oh-

ne dieß nun nicht befugt wäre mit dem Feinde zu streiten. So gewissenhaft waren unsre Voreltern in Erfüllung alles dessen, was zum Kriegsrecht gehört. So ist auch noch ein Brief vom ältern Cato an seinen Sohn vorhanden, da dieser im Macedonischen Kriege an dem Feldzuge gegen den König Perses Theil nahm. Er hätte vernommen, schreibt er, daß der Consul ihn entlassen habe. Demnach mögte er sich hüten, ins Treffen zu gehen: denn wer nicht mehr Soldat sey, der sey auch nicht befugt, mit dem Feinde zu streiten.

12. Auch dieß scheint mir bemerkenswerth, daß unsre Vorfahren um einen Feind zu bezeichnen, statt des eigentlichen Ausdruckes perduellis, sich des Wortes hostis bedient haben, welches durch seine sanftere Bedeutung, das was in dem Begriffe selbst gehässiges lag, nicht wenig milderte. Denn hostis bedeutete damals einen Fremden, den wir jetzt peregrinus heißen. Einen Beweis hiervon geben die Gesetze der zwölf Tafeln, da wo sie vom Gerichtstermin in Ansehung der Frem-

den (cum hoste) reden: desgleichen, wo es heißt, in Absicht des Fremden (adversus hostem) giltet kein Verjährungsrecht. Giebt es einen größern Beweis von Menschlichkeit, als den, mit welchem man Kriege führt, mit einem so milden Ausdrucke zu bezeichnen? Freylich hat nun schon dieses Wort durch den langen Gebrauch von seiner sanften Bedeutung nicht wenig eingebüßt. Den Begriff des Fremden hat es allmälig verloren, und ist nun eigentliche Benennung dessen geworden, welcher gegen uns die Waffen führt. — Was nun solche Kriege betrifft, welche für Oberherrschaft und Ehre geführt werden, so müssen auch bey diesen jene Gründe eintreten, welche ich oben als die einzigen Gründe gerechter Kriege angegeben habe. Uebrigens müssen dergleichen Kriege mit weniger Feindseligkeit geführt werden. Denn so wie wir anderst mit einem Mitbürger kämpfen, wenn er unser Feind, und anderst, wenn er unser Mitwerber ist, so wie in diesem Falle nur Ansehen und Rang, in

jenem Vaterland, Freyheit, Leben und Ehre auf das Spiel kömmt, gerade so führten wir auch mit den Celtiberiern und Cimbriern, als mit Feinden, einen Krieg für unsre Existenz, nicht bloß für die Oberherrschaft, mit den Lateinern, Sabinern, Samnitern, Puniern, und dem Pyrrhus hingegen nur für die letztere. Unter diesen Völkern haben sich die Punier bundbrüchig, Hannibal grausam, die übrigen gerechter und menschlicher bezeigt. Vortreflich ist folgende Rede des Pyrrhus bey Gelegenheit der Auslieferung der Gefangenen:

Weder Gold verlang ich von euch, noch ein Lösegeld. Laßt uns
Wie es Kriegern geziemt, und nicht als Mäckler zu Felde
Liegen, mit Waffen, und nicht mit Gold um das Leben uns kämpfen.
Ob Fortuna die Königinn euch, ob mir sie die Herrschaft
Gönnet, entscheide der Muth, und jeden Wechsel des Glückes.
Dieß auch sey euch gesagt: wen das Loos des Krieges verschonte,
Dessen Freyheit zu schonen bin ich entschlossen: da nehmt sie

Zum Geschenke mit euch: Das walten die mächtigen Götter!

Wahrlich eine königliche, und des Stammes der Aeaciden würdige Rede!

13. Auch einzelne Personen sind allerdings schuldig denjenigen Versprechen getreu zu bleiben, welche sie dem Feinde zu thun durch besondre Umstände genöthiget wurden. Als in dem ersten Punischen Kriege Regulus gefangen und wegen Austauschung der Kriegsgefangenen, mit dem eydlichen Versprechen wieder zurückzukehren, nach Rom geschickt ward, mißrieth er erstlich in dem Senate die Auswechslung; und da seine Verwandten und Freunde seiner Rückkehr sich widersetzten, so wollte er immer lieber zu dem auf ihn wartenden Martertod zurückkehren, als sein dem Feinde gegebnes Wort brechen. Und von den zehen Männern, welche Hannibal im zweyten Punischen Kriege, nach der Schlacht bey Cannä, unter eydlich angelobter Rückkunft auf den Fall, daß sie die Auswechslung der Gefangnen nicht bewirken könnten, nach Rom geschickt

hatte, wurden diejenigen alle, welche ihren Eyd gebrochen hatten, von den Censoren auf Zeitlebens in die unterste Classe der Bürger gesetzt. Und nicht besser ergieng es demjenigen, welcher durch einen betrügerischen Kniff sich der Verbindlichkeit seines Eydschwures zu entziehen gehoft hatte. Nachdem er nämlich mit Hannibals Einwilligung das Lager verlassen hatte, so kehrte er, unter dem Vorwand, daß er, ich weiß nicht was, vergessen hätte, bald wieder dahin zurück. Da er nun zum zweytenmale daraus gieng, so wähnte er, seines Eydschwures ledig zu seyn. Und dem Buchstabe nach war ers, aber nicht nach dem Geiste. Nun aber muß jede Zusage nicht nach der oft schwankenden Bedeutung der Worte, sondern nach dem Geiste und der Absicht dessen, was man sagt, gedeutet werden. — Allein das merkwürdigste Beyspiel der Gerechtigkeit gegen Feinde haben unsre Vorfahren an jenem Ueberläufer gegeben, welcher sich gegen den Senat anheischig machte, den König Pyrrhus zu vergiften. Der Senat und Fabricius liefer-

ten ihn dem Pyrrhus aus. Auch nicht einmal einen Feind, und zwar einen mächtigen Feind, welcher dabey noch der angreifende Theil war, wollten sie sich durch ein Bubenstück vom Halse schaffen. So viel von den Pflichten des Krieges. — Ueberhaupt müssen wir in Absicht auf die Pflichten der Gerechtigkeit es nie vergessen, daß wir sie auch Menschen aus der niedrigsten Classe schuldig sind. Und diese sind unstreitig in jeder Absicht die Sclaven. Was nun die letztern betrift, so ist die billigste Regel unstreitig diese, daß man sie wie Taglöhner halte, ihre Dienste von ihnen fodre, und die Gebühr ihnen reiche. — Noch muß ich erinnern, daß es zwey Arten von Ungerechtigkeiten giebt, deren die eine in Berückung, die andre in Gewaltthätigkeit besteht. Jene ist den Füchsen eigen, diese den Löwen. Für Menschen schickt sich weder die eine noch die andre, doch verdient die Berückung mehr unsern Abscheu. Allein die abscheulichste aller Ungerechtigkeiten begehen diejenigen, welche, gerade da sie alles darauf anlegen, um andre zu hinterge-

hen, sich noch das Ansehen rechtschafner Männer geben wollen. So viel von der Gerechtigkeit.

14. Nach der oben gemachten Eintheilung habe ich nun von der Wohlthätigkeit und Freygebigkeit zu sprechen — einer Pflicht, welche der Natur des Menschen so sehr als kaum eine andre angemessen ist, aber mehr als Eine Art von Vorsicht erfodert. Fürs erste müssen wir uns in Acht nehmen, daß unsre Güte weder demjenigen, welchem wir wohl zu thun glauben, noch auch andern schade, hiernächst, daß sie das Maaß unsers Vermögens nicht übersteige, und endlich, daß sie sich nach der Würdigkeit der Gegenstände richte. Diese Betrachtungen fliessen unmittelbar aus dem Wesen der Gerechtigkeit, und dürfen bey dieser Pflicht nie aus dem Auge gelassen werden. Denn wer gegen jemanden sich in seiner Sache gefällig erzeigt, die gerade dem, welchem man wohl zu thun scheinen will, zum Schaden gereicht, der ist weder wohlthätig noch freygebig, sondern ein

schädlicher und schmeichlerischer Augendiener: und wer auf Kosten eines dritten gegen jemanden freygebig ist, der macht sich der Ungerechtigkeit nicht weniger schuldig, als wenn er ein fremdes Eigenthum wie das seinige behandelte. Nun giebt es aber viele, und unter diesen mehrere ruhmsüchtige Menschen, welche hier rauben, um dort zu verschenken. Diese hoffen den Credit der Wohlthätigkeit zu erlangen, indem sie ihre Freunde auf jede nur mögliche Weise bereichern. Eine solche Wohlthätigkeit ist so wenig Pflicht, daß sie im Gegentheil der Pflicht im höchsten Grade zuwider ist. Wir müssen also trachten, auf eine solche Weise freygebig zu seyn, welche unsern Freunden nütze, ohne jemandem zu schaden. Was demnach Lucius Sulla und Cajus Cäsar thaten, daß sie nämlich das Vermögen rechtmäßiger Besitzer, andern in die Hände spielten, das war in der That nicht Freygebigkeit. Denn Freygebigkeit kann von Gerechtigkeit nicht getrennt werden. Die zweyte Vorsicht, welche ich empfohlen habe, war

diese, daß die Wohlthätigkeit das Maaß unsers Vermögens nicht übersteige. Wer wohlthätiger seyn will, als seine Umstände es gestatten, der handelt vor allem aus ungerecht, gegen die seinigen, indem er dasjenige, womit er nach aller Billigkeit sie unterstützen, oder was er ihnen hinterlassen sollte, andern zuwendet. Ueberhaupt ist diese Art von Freygebigkeit insgemein mit Raubsucht und Ungerechtigkeiten verbunden, welche ihr Nahrung verschaffen müssen. Auch solche giebt es, und ihre Anzahl ist nicht gering, welche nicht so wohl aus natürlicher Freygebigkeit, als aus einem eiteln Kitzel, sich als wohlthätige Männer rühmen zu hören, manches thun, wozu sie minder eine innre Neigung als die Begierde Aufsehen zu erregen, antreibt: eine Vorspiegelung, welche mit windigter Prahlerey weit näher verwandt ist, als mit Freygebigkeit und Moralität. Die dritte Vorsicht, deren ich erwähnt habe, war diese, daß wir in Absicht der Gegenstände unsrer Wohlthätigkeit eine kluge Wahl zu treffen suchen. Hier-

bey hat man theils auf den sittlichen Charakter der Personen, theils auf ihre Gesinnungen gegen uns, und auf die Verhältnisse und Verbindungen, worinn sie mit uns stehen, theils auch auf vorhin von ihnen empfangene nützliche Dienste zu sehen. Wenn diese Umstände alle zusammentreffen — desto besser! Wo nicht; so müssen die mehrern und wichtigern Betrachtungen den Ausschlag geben.

15. Da wir indeß nicht unter tadellosen, noch vollkommen weisen, sondern unter solchen Menschen leben, bey denen, wenn es wohl geht, höchstens ein Schattenbild von der ächten Tugend anzutreffen ist, so versteht es sich von selbst, daß kein Mensch, bey welchem wir nur einige Aeusserungen der Tugend wahrnehmen, unsrer Aufmerksamkeit unwerth sey. Ueberhaupt aber verdient jeder unsre Unterstützung in demjenigen Grade, in welchem er sich durch jene sanftern Tugenden der Mäßigung, der Selbstbeherrschung, und auch der Gerechtigkeit auszeichnet, von welcher ich ausführlich geredet habe. Denn Stärke und Ho-

heit des Geistes brausen oft bey Menschen, welche weder vollkommen noch weise sind, zu unregelmäßigen Bewegungen auf. Jene vorhin genannten Tugenden hingegen scheinen mehr zu dem Charakter derjenigen Menschen zu gehören, welche wir gute Männer heißen. Dieß sind die Betrachtungen welche man in Rücksicht auf den sittlichen Charakter anzustellen hat. Was nun die Gesinnungen derjenigen gegen uns betrift, welchen wir wohl thun wollen, so erfodert die Pflicht vor allem aus, daß wir uns gegen jeden in eben dem Grade wohlthätig erzeigen, in welchem er uns zugethan ist. Freylich müssen wir das Wohlwollen andrer gegen uns, nicht, wie es junge Leute machen, nach dem Feuer einer lebhaften Zuneigung, sondern nach der Dauer und Gleichförmigkeit der Gesinnungen beurtheilen. Hat ein Freund sich um uns bereits verdient gemacht, so daß bey dem, was wir für ihn thun, nicht von Verpflichtung, sondern von Vergeltung die Rede ist, so muß

sich

sich unser Diensteifer verdoppeln. Denn keine Pflicht ist dringender, als die Erwiederung empfangener Dienste. Wenn wir, wie Hesiodus sagt, das Entlehnte, wofern es immer möglich ist, in reicherem Maaße wieder zurükgeben müssen, was sollten wir denn nicht gegen diejenigen thun, welchen wir durch empfangene Wohlthaten verpflichtet sind? Ohne Zweifel sollten wir, gleich ergiebigen Aeckern das Empfangene mit reichem Wucher zurückgeben. Denn wenn wir uns gegen diejenigen, von welchen wir einige Vortheile hoffen, gerne gefällig erzeigen, wie müssen wir denn nicht erst gegen diejenigen gesinnet seyn, welche uns bereits nützliche Dienste erwiesen haben? Ueberhaupt giebt es zwey Arten von Freygebigkeit: Die eine erweist Wohlthaten; die andre erwiedert sie. Ob wir Wohlthaten erweisen wollen, oder nicht, das hängt von unsrer Willkühr ab: aber sie unerwiedert lassen, das darf ein Mann von Ehre nie, wofern er sie anders erwiedern kann, ohne dadurch jeman-

dem zu schaden. Uebrigens muß man in Absicht der empfangenen Wohlthaten auch einen Unterschied machen. Ohne Zweifel legen uns die wichtigsten Wohlthaten die stärkste Verpflichtung auf. Bey Schätzung derselben kömmt die Absicht des Gebers, sein Diensteifer, und seine Gesinnungen und Empfindungen gegen uns vorzüglich in Berechnung. Denn viele giebt es, welche ihre Wohlthaten blindlings und ohne Ueberlegung und Wahl ausspenden, entweder aus gutherziger Schwäche gegen jedermann, oder je nachdem sie sich von einem plötzlichen Triebe, wie von einem Windstoß ergriffen fühlen. Dergleichen Wohlthaten haben unstreitig einen geringern Werth, als solche, welche mit Wahl und Ueberlegung, und nach festen Grundsätzen ertheilt werden. Uebrigens mögen wir Wohlthaten erweisen oder erwiedern wollen, so erfodert es, wenn alle übrigen Umstände gleich sind, die Pflicht von uns, daß wir demjenigen zuerst unter die Arme greifen, welcher unsrer Hilfe am meisten bedarf. Ganz anders machen es freylich die

meisten Menschen. Demjenigen, von welchem sie am meisten zu hoffen haben, dienen sie zuerst, wenn er es auch gleich nicht bedarf.

16. Ueberhaupt werden wir unsern gesellschaftlichen Verhältnissen am gemäßesten handeln, wenn wir unsre Wohlthätigkeit gegen diejenigen zuerst äussern, mit welchen wir in der engsten Verbindung stehen. Und hier finde ich nöthig auf das Fundament aller gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen zurückzugehen. Dieses hat man bey der menschlichen Gesellschaft im weitesten Sinne zu suchen. Das Band derselben sind Vernunft und Sprache. Diese sind es, welche durch Lehren und Lernen, durch Mittheilung der Empfindungen und Gedanken, durch Prüfen und Unterscheiden die Menschen zusammen führen, und zu der einfachsten, natürlichsten Gesellschaft vereinigen. Und hierinn liegt das wesentlichste Merkmal, welches den Menschen von den Thieren unterscheidet. Gewissen Gattungen von den leztern, wie z. B. dem Pferde, und dem Löwen schreibt man wohl öfters Muth zu; aber weder Gerech-

tigkeit, noch Billigkeit, noch Güte; weil sie weder Vernunft noch Sprache besitzen. Nun verpflichtet das allgemeinste und weiteste Band der Gesellschaft, welches die Menschen unter einander, und jeden mit allen zusammenfügt, uns alle zur Gemeinschaft derjenigen Güter, welche die Natur zu gemeinsamem Genusse bestimmt hat. Freylich müssen wir den Verordnungen der Gesetze, und der bürgerlichen Rechte, in Absicht des ausschliessenden Eigenthumes nachleben: allein die übrigen Güter, welche nicht unter diese Rubrik gehören, müssen, wie das griechische Sprüchwort es von den Freunden sagt, ohne Ausnahme, allen gemein seyn. Was für Güter in diese Classe gehören, lehrt uns Ennius an Einem Beyspiele, von welchem die Anwendung auf das Uebrige leicht ist.

Wer Irrenden den Weg gefällig zeigt,
Der hat von seinem Licht ein Licht entzündet.
Ihm selber leuchtet, wie zuvor, sein Licht.

Dieses einzige Beyspiel, sage ich, lehrt es uns deutlich genug, daß wir auch jedem Unbe-

kannten, in jeder Sache, woraus für uns kein Nachtheil erwächst, zugefallen leben müssen. Nach dieser Bestimmung sind es folgende, und ähnliche Pflichten, wozu wir in Rücksicht auf die gemeinsamen Güter verbunden sind; daß man niemandem den Gebrauch eines fliessenden Wassers verwehre, jedem gestatte, sein Feuer an dem unsrigen anzuzünden, keinem, der in irgend einer Sache ansteht, seinen aufrichtigen Rath versage; alles Dinge, welche dem, der sie empfängt, nützen, ohne demjenigen, der sie ertheilt, beschwerlich zu fallen. Der Gebrauch solcher Güter muß demnach jedem offen stehen: und überdieß sind wir auch noch verpflichtet, immer etwas von unsrer Seite zum allgemeinen Beßten beyzutragen. Da indeß die Kräfte einzelner Personen sehr beschränkt, die Zahl der Hilfsbedürftigen hingegen unbegrenzt ist, so muß unsre Dienstgefälligkeit, in wie fern sie ins Allgemeine geht, das Ziel nicht überschreiten, welches jener Vers des Ennius,

Im selber leuchtet, wie zuvor, sein Licht,

ihr bestimmt, damit wir uns selbst nicht des Vermögens berauben, auch gegen die Unsrigen wohlthätig zu seyn.

17. Uebrigens hat die gesellschaftliche Verbindung mehrere Stuffen. Auf jene allgemeine und weiteste Beziehung folgt zunächst diejenige, worinn wir mit denen stehen, welche mit uns zu Einem Volke, oder Einer Nation gehören, oder mit uns Eine Sprache reden; welches letztere Band die Menschen vorzüglich mit einander verknüpft. Eine noch engere Verbindung findet zwischen Mitbürgern Statt. Denn diese haben unter sich so manches gemein. Dahin rechne ich öffentliche Plätze, Tempel, Hallen, Strassen, Gesetze, Rechte, Gerichte, Wahl und Stimmrechte, öffentliche und vertraulichere Zusammenkünfte, mancherley Verkehr, und Verhältnisse, worinn jeder mit vielen zu stehen kömmt. Enger als diese ist ferner das Band der Verwandtschaft, welche nun von jener unermeßlichen Weite der ganzen menschlichen Gesellschaft sich in einen kleinen, und eng beschränkten Kreis zurückzieht.

Zuerst nähmlich führt jener allen Thieren von der Natur eingepflanzte Trieb zur Fortpflanzung die Ehgatten zusammen: hieraus entsteht nun die zweyte Verbindung zwischen Eltern und Kindern; und beyde zusammen machen eine Familie aus, welche unter sich alles gemein hat. Dieß ist der erste Keim bürgerlicher Gesellschaft, und, so zu sagen, eine Pflanzschule des Staates. Das nächste Band der Verwandtschaft ist so dann zwischen Geschwistern, ein entfernteres zwischen Geschwisterkindern, und ihren Kindern. Da diese Ein Haus nun nicht länger fassen mag, so ziehen sie in andre, gleich als in Kolonien aus. Hierauf folgen neue Verbindungen, und Verwandtschaften, welche durch Heyrath entstehen. Und diese Ausbreitung und Fortpflanzung ist der Ursprung der Staaten. Uebrigens verbindet die Blutsverwandtschaft die Menschen unter einander zu gegenseitigem Wohlwollen und Liebe. Denn unstreitig ist es ein starkes Band, mit einander eben dieselben Denkmale der Voreltern, eben dieselben Feste und Opfer, eben dieselben

Begräbnisse gemein zu haben. Allein die edelste und unzertrennlichste Verbindung ist allemal diejenige, welche rechtschafne Männer, von gleicher Denkungsart durch Freundschaft vereinigt. Denn jene oft erwähnte moralische Güte gefällt uns auch an andern, und macht uns dem, bey welchem wir sie finden, gewogen. Und diese Kraft hat zwar überhaupt jede Tugend, vor allen aus aber die Gerechtigkeit und Freygebigkeit. Liebenswürdiger, und anziehender ist demnach nichts als Gleichgestimmtheit tugendhafter Charaktere. Denn wo gleiche Neigungen und Grundsätze herrschen, da gewinnt einer den andern eben so lieb, als sich selbst; und was Pythagoras von der Freundschaft fodert, das wird hier der Fall seyn; mehrere Personen werden sich zusammen in Eine verlieren. Auch solche Verbindungen sind fest, welche aus empfangnen so wohl als geleisteten Diensten erwachsen. So wohl der wechselseitige Tausch derselben, als auch das Vergnügen, welches man dabey empfindet, muß zwischen denen, bey welchen sie Statt haben, nothwen-

dig ein enges Band knüpfen. Allein unter allen möglichen Verbindungen, werden wir keine entdecken, welche uns wichtiger, oder heiliger wäre, als diejenige, worinn wir alle mit dem Staate stehen. Theuer sind uns Eltern, theuer sind uns Kinder, Verwandte und Freunde. Aber jede uns theure Beziehung mit jeden und allen umfaßt zuletzt das Vaterland. Und welcher rechtschafne Mann könnte sich denn bedenken, für dasselbe zu sterben, wenn er ihm durch seinen Tod nützen würde? Um so mehr verdient die Unmenschlichkeit derjenigen unsern Abscheu, welche das Vaterland durch den verruchtesten Frevel zerrütten, und an seinem gänzlichen Untergange gearbeitet haben, oder noch arbeiten. — Wenn nun durch Vergleichung und Abwägung ausgemacht werden soll, welches von den angeführten Verhältnissen uns die größte Verbindlichkeit auflege, so werden wir finden, daß Vaterland und Eltern, welchen wir durch die wichtigsten Wohlthaten verpflichtet sind, den Vorzug haben müssen. Nach ihnen gebührt der zweyte

Rang den Kindern, und unsrer ganzen Familie, welche auf uns, als auf ihre einzige Zuflucht hinsieht. Auf diese folgen die übrigen Verwandten, mit welchen wir in gutem Vernehmen stehen, und mit denen wir meistens ihr Schicksal zu theilen haben. Alle diese sind es, welche auf unsre Vorsorge und Unterstützung hauptsächlich Anspruch zu machen haben. Die Pflichten der Freundschaft hingegen schränken sich mehr auf vertraulichen Umgang, Rath, Gespräche, Ermahnungen, Tröstung, und zuweilen auch Bestrafung ein: und den größten Genuß giebt ohne Zweifel diejenige Freundschaft, welche die Gleichheit der Charaktere schließt.

18. Uebrigens müssen wir bey der Ausübung dieser Art von Pflichten, das größere oder kleinere Bedürfniß der Personen stets im Auge haben, und erwägen, was einer allenfalls auch ohne uns vermag, oder aber nicht vermag. Denn die Stuffen unsrer Verbindung treffen nicht immer mit den übrigen Verhältnissen zusammen; und es giebt gewisse Dienste, auf

welche (auch ohne Rücksicht auf nähere Verbindung mit uns) die einen mehr Anspruch zu machen haben, als die andern. Einem Nachbar z. B. gebührt, bey Einsammlung des Getraydes unser Beystand, noch eher als einem Bruder, oder Freund. Bey einem Rechtshandel hingegen hat der Freund und Verwandte auf unsre Vertheidigurg nähere Ansprüche als jener. Auf diese und ähnliche Verhältnisse müssen wir bey der Bestimmung dessen, was Pflicht ist, sehr aufmerksam seyn, bis daß wir durch fleißige Uebung eine Fertigkeit erlangt haben, als kluge Berechner der Pflichten, durch Eintrag und Abzug der Gründe, die Summe derselben, nebst der Foderung zu bestimmen, welche jede Parthey an uns zu machen hat. Allein so wie weder der Arzt, noch der Feldherr, noch der Redner durch die bloße Theorie ihrer Kunst, ohne Anwendung und Uebung je etwas merkwürdiges zu Stande bringen werden, eben so setzt zwar die Erfüllung der Pflichten auch die Theorie voraus, mit welcher ich mich gegenwärtig befasse, allein

es finden sich dabey so große Schwierigkeiten, daß sie ohne fleißige Uebung nicht bestehen kann. — Bis dahin habe ich, wie mir deucht, hinlänglich gezeigt, wie man die Moralität, und die von derselben abhängende Pflicht aus den gesellschaftlichen Verhältnissen herzuleiten habe. Von allen den vier Quellen der Moralität und der Pflicht, welcher ich oben erwähnt habe, fällt keine so sehr in die Augen, als diejenige, welche in der Seelengröße, und der Geringschätzung aller äussern Dinge besteht. Daher bieten sich uns, so oft wir jemandem etwas beschimpfendes sagen wollen, folgende und ähnliche Vorwürfe so gerne an:

Ha! euch Jünglingen klopft das Herz von weibischer Zagheit,
Jener Heldinn von männlichem Muth.

Desgleichen:

Gieb Salmacis, gieb ohne Schweiß und Blut,
Die Waffen her.

Eben so wird auch im Gegentheil, da, wo wir loben wollen, jede Handlung, welche von Größe, Erhabenheit, Stärke und Hoheit des Geistes zeigt, von uns mit vollerem Munde

gelobt. Daher sind Marathon, Salamis, Platää, Thermopylä, Leucträ ein steter Tummelplatz der Redekünstler: daher unser Cocles, die beyden Decius, Cnäus und Publius Scipio, Marcus Marcellus, und unzählige andre. Ueberhaupt ist Größe des Geistes ein auszeichnender Zug in dem Charakter des Römischen Volkes. Wie hoch wir den Ruhm kriegerischer Tapferkeit schätzen, davon sind unter anderm auch unsre Statuen ein Beweis, welche wir größtentheils in militarischer Tracht erblicken.

19. Allein eben diese Hoheit des Geistes, welche sich über Gefahren und Ungemach hinwegsetzt, wird dannzumal etwas fehlerhaftes, wenn sie nicht mit Gerechtigkeit gepaart ist, und nicht für das allgemeine Beste, sondern für ihr eigenes Intresse streitet. Weit entfernt, daß sie in diesem Falle Tugend heissen könnte, so ist sie vielmehr Stumpfheit, von welcher alle menschlichen Gefühle abprellen. Jene Erklärung also, welche die Stoiker von der Tapferkeit geben, ist allerdings richtig:

daß sie nämlich die Tugend sey, welche für die Gerechtigkeit kämpfet. Diesem Zufolge hat von allen denen, welche durch Ränke und Arglist den Ruf der Tapferkeit erhalten haben, keiner sich ächtes Verdienst erworben. Denn nichts kann moralischen Werth haben, was von der Gerechtigkeit abweicht. Desnahen ist jene Bemerkung sehr treffend, welche irgendwo Plato macht. Nicht nur ist Einsicht, so sagt er, welche von der Gerechtigkeit abweicht, mehr List als Weisheit zu nennen: sondern auch ein auf alle Gefahren gefaßter Muth, welchen das Privatintresse, und nicht das allgemeine Beste begeistert, mögte wohl eher den Nahmen der Frechheit als der Tapferkeit verdienen. Nach meinen Begriffen also kann ich nur diejenigen tapfere und edelmüthige Männer heissen, welche rechtschaffen und gerade, Freunde der Wahrheit, und Feinde des Truges sind — alles Eigenschaften, welche aus dem Wesen der Gerechtigkeit unmittelbar abfliessen. Hierbey ist es sehr zu bedauern, daß zu dieser Hoheit und Größe des Geistes

gewöhnlich Starrsinn, und unbändige Herrschsucht sich so gerne gesellen. Denn was Plato von den Lacedämoniern sagt, daß ihr Nationalgeist durch eine unbändige Begierde im Streite alle andern zu übertreffen, sich auszeichne, das ist auch hier der Fall: Je mehr einer durch Hoheit des Geistes über andre hervorragt, desto eifriger will er unter allen der erste, oder vielmehr alles in allem seyn. Nun aber ist es äusserst schwer, bey dem Verlangen, vor jedermann den Vorzug zu haben, die Gleichheit der Rechte zu beobachten, welche ein wesentliches Stück der Gerechtigkeit ist. Daher kömmt es, daß solche Leute weder durch Auseinandersetzung der Gründe, noch durch allgemein eingeführte und öffentlich anerkannte Rechte sich zur Ruhe weisen lassen: Daher so manche unruhige Köpfe im Staate, welche durch Bestechungen und Geschenke sich einen Anhang verschaffen, wodurch sie lieber über andre gewaltthätig sich erheben, als mit ihnen gleiche Rechte theilen wollen. Allein je schwieriger hier die Selbstverleugnung ist, desto

schöner ist sie. In der That giebt es keine Lage, und kein Verhältniß, das uns berechtigte, uns über die Pflichten der Gerechtigkeit hinwegzusetzen. Tapfere und edelmüthige Männer sind also nicht diejenigen, welche Unrecht zufügen, sondern welche dem Unrecht steuern. Auch sucht der wahre, und mit Weisheit gepaarte Edelmuth die Ehre, nach welcher er strebt, in Thaten, und nicht im Rufe, und will lieber vor andern den Vorzug haben, als ihn zu haben scheinen. Wer hingegen von dem Wahne der unwissenden Menge abhängt, der findet seine Stelle unter großen Männern nicht. Uebrigens sind es eben Männer von ungewöhnlich hohem Geiste, welche die Ehrbegierde am leichtesten zu Ungerechtigkeiten verleitet. Auch ist es um so viel schwerer, hier nicht auszugleiten, da sich so selten jemand findet, der nicht nach schwierigen und gefahrvollen Unternehmungen, auf Ruhm und Ehre, als eine billige Belohnung seiner Thaten rechne.

20. Die Stärke und Größe der Seele, von welcher ich rede, begreift hauptsächlich zwey Stücke in sich. Das erste besteht in der Geringschätzung der äussern Dinge, welche auf einer festen Ueberzeugung beruhet, daß nur allein das moralisch Gute und Schöne unsrer Bewunderung, unsrer Wünsche und Bestrebungen werth sey, und daß kein Mensch, keine Leidenschaft, und kein Streich des Schicksals uns niederbeugen soll. Das zweyte besteht darinn, daß man die eben erwähnte Gemüthsverfassung durch Thaten äussert, welche nicht nur groß, und an nützlichen Folgen fruchtbar, sondern auch mit Schwierigkeiten, Ungemach, und Gefahren verknüpft seyen, die so wohl unser Leben, als auch dasjenige bedrohen, was uns zum Leben unentbehrlich ist. Aller Glanz, und alles Aufsehen, welches diese Tugend macht, und ich füge hinzu, auch aller Nutzen, den sie stiftet, beruhet gänzlich auf dem letzten der beyden angeführten Stücke. Hingegen hat man den Grund und die wir-

kende Ursache, welche den großen Mann bildet, in dem erstern zu suchen. Denn eben dieses ist es, was der Seele Schwungkraft ertheilt, und sie über die äussern Dinge erhebt. Und dieser Theil der Seelengröße äussert sich so wohl dadurch, daß man die Tugend für das einzige Gut hält, als auch darinn, daß man von aller Leidenschaft frey ist. Denn dasjenige, was die meisten Menschen für ein großes und vorzügliches Gut halten, gering schätzen, und mit festem beharrlichem Muthe verachten, das zeigt ohne Zweifel von Kraft und Größe des Geistes: und ein eben so zuverläßiger Beweis von Seelenstärke und ausserordentlicher Festigkeit ist es, alle die vielen und mannigfaltigen Widerwärtigkeiten, welche das Loos der Menschheit treffen, so ertragen zu können, daß man dadurch weder aus dem Gleichgewichte sich verrücken läßt, noch auch von der Würde eines Weisen etwas vergiebt. Wer nun aber von der Furcht sich nicht bezwingen läßt, den würde es übel kleiden, sich von der Begierde bezwingen zu lassen, und nicht minder übel, dem

Vergnügen nicht widerstehen zu können, wenn man über das Ungemach siegt. Folglich müssen wir auch von dieser Seite auf unsrer Hut seyn; und überdieß uns vor der Geldbegierde in Acht nehmen. Denn nichts verräth so sehr eine eingeschränkte und kleine Seele, als die Begierde nach Reichthum, und nichts ist im Gegentheil schöner und edler, als das Geld, wenn man es nicht hat, ruhig entbehren zu können, und wenn man es hat, dasselbe zur Wohlthätigkeit und Freygebigkeit anzuwenden. Auch vor dem Ehrgeitze muß man, wie ich bereits erinnert habe, sehr auf der Hut seyn. Denn er ist es, welcher uns die Unabhängigkeit raubt, die ein edeldenkender Mann aufs äusserste verfechten wird. Nie müssen wir also nach Würden, als nach einem Gute streben: ja es giebt auch Fälle, da wir sie ausschlagen, Fälle, da wir sie niederlegen müssen. — Zweytens muß die Seele frey von jeder unordentlichen Bewegung seyn; es sey nun Begierde oder Furcht, Bekümmerniß, oder unmäßige Freude, oder Zorn; damit jene

Stille und Gemüthsruhe Statt finde, welche Gleichmuth und Würde erzeugen. Um diese Ruhe zu finden, haben manche, so wohl zu unsern Zeiten als vormals, sich den öffentlichen Aemtern entzogen, und die Einsamkeit gesucht. Unter diesen fanden sich Weltweise vom ersten Range, und Männer von strenger Denkungsart und ernsthaften Charakter, welchen die Sitten des Volkes und der Regenten unerträglich waren, und worunter einige auf dem Lande gelebt, und in der Besorgung ihrer Oekonomie ihr Vergnügen gefunden haben. Was diese suchten, das war das Ziel nach welchem auch Könige streben, Befriedigung ihrer Bedürfnisse, Unabhängigkeit, und Freyheit, welche da nur Statt findet, wo man nach eignem Wohlgefallen leben kann.

21. Beyde Classen also, so wohl diejenigen, welche sich empor zu schwingen suchen, als auch diejenigen, welche, wie ich vorhin sagte, für sich selbst leben wollen, streben im Grunde nach Einem und ebendemselben Ziele: nur daß die einen es dadurch zu erreichen glauben,

wenn sie sich in mächtige Verbindungen setzen; die andern, wenn sie sich auf den engen Kreis ihrer eignen Angelegenheiten einschränken. Ganz zu verwerfen ist nun weder die eine Meynung, noch die andre. Indeß ist das Leben derjenigen, welche sich in die Einsamkeit zurückziehen, weniger Schwierigkeiten und Gefahren ausgesetzt, und auch mit weniger Beschwerden und Unruhe für andre verbunden: da hingegen diejenigen, welche sich den Staatsgeschäften widmen, und große Dinge zu thun trachten, der menschlichen Gesellschaft nützlicher sind, und zu Ehre und Ansehen leichter gelangen können. Männer also, welche bey vorzüglichem Genie sich den Wissenschaften widmen, oder auch solche, die, wegen schwächlicher Gesundheit, oder aus andern wichtigen Gründen sich genöthiget sehen, den Staatsgeschäften sich zu entziehen, und dieses Verdienst andern zu überlassen, mögten in dieser Rücksicht wohl hinlänglich entschuldiget seyn. Wer hingegen sich in keinem dieser Fälle befindet, und bloß sich einer Geringschätzung der öffent-

LB Coburg

lichen Würden und Aemter rühmt, auf welche andre einen so großen Werth legen, der verdient dafür nicht nur kein Lob, sondern im Gegentheil Tadel. Freylich: daß sie die äussere Ehre gering schätzen, und verachten, dawider läßt sich nun schwerlich etwas einwenden — allein im Grunde scheint es mehr die Arbeit und Mühe, die Gefahr mißlungner Versuche, und die Abweisung zu seyn, was sie als eine Art von beschimpfender Auszeichnung scheuen. Denn solche Leute giebt es, welche in entgegengesetzten Fällen sich leicht verleugnen: Leute, welche das sinnliche Vergnügen mit strenger Enthaltsamkeit verschmähen, aber vom Schmerz sich entmannen lassen, oder die äussere Ehre verachten, aber üble Nachrede nicht ertragen mögen. Und dieß zeigt freylich wenig von Festigkeit. — Was nun diejenigen betrift, welche die Natur mit den nöthigen Erfodernissen zu öffentlichen Geschäften ausgerüstet hat, so dürfen diese sich keinen Augenblick bedenken, Aemter zu begehren, und dem Staate zu dienen. Anderst würden weder

LB Coburg

die Staaten wohl regiert werden, noch auch die Seelengröße Gelegenheit finden, sich durch Thaten zu äussern. Uebrigens sind den Staatsmännern, wenn sie anders ihre Rolle ohne Aengstlichkeit, und mit Gleichmuth und Festigkeit spielen wollen, Größe der Seele, jene oft erwähnte Verachtung der äussern Dinge, Stille und Gemüthsruhe nicht minder, und vielleicht mehr noch, als den Weltweisen unentbehrlich. Bey den letztern findet dieses alles um so viel leichter Statt, je seltener ihre Lebensart sie den Streichen des Schicksals bloß stellt, und je eingeschränkter ihre Bedürfnisse sind; zum Theile auch deswegen, weil kein widriges Begegniß sie so tief, als jene, stürzen kann. Natürlicher Weise sind also Staatsmänner stärkern Bewegungen der Seele ausgesetzt, und haben mehr Schwierigkeiten zu besiegen, als diejenigen, welche für sich leben; und deswegen sind ihnen auch Seelenstärke, und ein kummerfreyer Sinn um so viel unentbehrlicher. Wer aber sich den Staatsgeschäften widmen will, der bedenke nicht bloß, wie ehrenvoll

dieser Beruf sey: er erwäge auch, ob er die dazu erfoderlichen Kräfte bey sich fühle. Bey dieser Prüfung hat man sich vorzusehen, daß man nicht aus Kleinmuth zu wenig, oder aus Begierlichkeit allzuviel Vertrauen auf sich selbst setze. Uebrigens muß bey jedem Geschäfte, bevor man es unternimmt, eine sorgfältige Vorbereitung vorangehen.

22. Da indeß viele auf kriegerische Unternehmungen einen höhern Werth, als auf die Geschäfte des Staatsmannes setzen, so finde ich für gut, dieses Vorurtheil zu bestreiten. Denn nicht selten begegnet es, daß man aus bloßer Begierde sich auszuzeichnen, Gelegenheit zu einem Kriege sucht. Vorzüglich pflegt dieß der Fall bey Männern von großem Geist und Genie zu seyn, zumal wenn sie bey sich Talente und Lust zum Kriegswesen fühlen. Wer indeß im Stande ist, hierüber unbefangen zu urtheilen, der wird in der Geschichte manche Thaten des Friedens bemerken, welche wichtiger und ruhmvoller waren, als jede kriegrische Unternehmung. Man rühme immerhin den Themistokles,

wie er es auch verdient: sein Nahme verdunkle selbst den Nachruhm des Solon; man spreche von Salamis, als von der Zeuginn jenes glänzenden Sieges; und diesen Sieg erhebe man über jene Anstalt des Solon, wodurch er den Rath der Areopagiten stiftete — dennoch wird dieser leztere eine Einrichtung bleiben, welche nicht minder merkwürdig, als jene That ist. Denn diese nützte dem Staat für einmal; jene wird nie aufhören, ihm zu nützen. Sie ist es eigentlich, welche die Gesetze der Athenienser und die Einrichtungen ihrer Vorfahren aufrecht erhält. Zudem kann Themistokles keine Handlung aufweisen, durch die er den Areopagus unterstützt hätte: wohl aber ward Er von dem Areopagus unterstützt. Denn er führte seinen Krieg nach dem Plane eben dieses Senates, dessen Stifter Solon war. Das nähmliche läßt sich auch von Pausanias und Lysander sagen. Wenn gleich der Lacedämonische Staat durch die Thaten dieser Männer an Macht sehr viel gewonnen hat, so können sie doch lange nicht der Gesetzgebung und den Einrichtungen des Lykurgs die Wage

halten. Und gerade diese sind es, denen jene Feldherrn discipliniertere und tapfrere Truppen zu danken hatten. Was mich betrift, so habe ich mich niemals bereden können, daß entweder aus den Zeiten meiner frühern Jugend Marcus Scaurus dem Cajus Marius, oder seitdem ich Theil an den Staatsgeschäften habe, Quintus Catulus dem Cneus Pompejus nachstehen sollte. Denn Truppen im Felde haben wenig zu bedeuten, wenn nicht die Staatsklugheit zu Hause wacht. Allerdings hat Africanus, dieser als Mensch und als Feldherr so ausserordentliche Mann durch die Zerstörung von Numantia dem Staate nicht mehr genützt, als ihm zu eben dieser Zeit Publius Nasica als Privatmann, durch Hinwegschaffung des Tiberius Gracchus genützt hat. Zwar war dies leztere nicht blos die Wirkung ruhiger Berathschlagung, sondern in so fern auch kriegerischer Art, als Gewalt und Widerstand dazu erfordert ward; allein auch dieses hat die Staatsklugheit, ohne Truppen ins Werk gesezt. Diesem zufolge hat es mit jenem Ausspruche, an welchem, wie ich höre, einige übel-

gesinnte und böswillige Menschen sich gerne reiben mögten, allerdings seine Richtigkeit:

Weichet ihr Waffen der Toga, den Thaten des
Friedens du Lorbeer!

Oder mußten nicht damals, um nur dies einzige Beyspiel anzuführen, als ich am Steuer des Staates saß, die Waffen der Toga weichen? Niemals befand sich der Staat in größerer Gefahr, und niemals blieb seine Ruhe so ungestört. Eine Folge meiner Einschläge und meiner Wachsamkeit war es, daß den verwegensten Bürgern, gleich Anfangs, so zu sagen, die Waffen von selbst aus den Händen fielen. Und wo ward jemals eine kriegerische Unternehmung ausgeführt, die sich mit dieser messen könnte; wo ein Triumph erfochten, der dieses Verdienst aufwiegt? Denn rühmen darf ich mich wohl immer bey dir, mein Sohn, der du nicht nur ein Erbe meines Ruhmes, sondern auch ein Nachahmer meiner Thaten seyn sollst. So viel kann ich sagen, daß Cneus Pompejus, dieser durch so manche Thaten des Krieges gekrönte Feldherr, in Beyseyn vieler Zeugen, mir in dieser Rücksicht so viel

Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er sagte: vergebens würde er den dritten Triumph erfochten haben, wenn nicht meine Verdienste um den Staat, den Ort, wo er triumphieren sollte, vom Untergange gerettet hätten. Diejenigen Handlungen also in welchen sich der Heldenmuth des Staatsmannes äussert, stehen den Thaten des Krieges keineswegs nach. Im Gegentheil sind sie noch mehr als jene unsrer Bemühung und Anstrengung würdig.

23. Ueberhaupt beruhet der moralische Werth derjenigen Handlungen, welche die Erhabenheit und Größe der Seele, wovon ich jetzo rede, zur Quelle haben, auf den Kräften des Geistes, und nicht des Körpers. Freylich müssen wir auch den Körper üben, und ihn in eine solche Verfassung zu setzen suchen, daß Vernunft und Ueberlegung sich seiner in Ausführung der Geschäfte und Erduldung der Beschwerden als eines Werkzeuges bedienen könne. Allein der moralische Werth dieser Tugend, von welchem hier einzig die Rede ist, beruhet, wie gesagt, gänzlich auf der Thätigkeit des Geistes, und der

Anwendung unsrer Seelenkräfte. Und von dieser Seite stiften Regenten, welche durch friedliche Rathschläge den Staat beherrschen, nicht geringeren Nutzen, als Kriegshelden. Oft wurden durch die klugen Einschläge der erstern Kriege vermieden, oder beygelegt, zuweilen auch unternommen, wie dieß in Ansehung des dritten Punischen Krieges beym Marcus Cato der Fall war, dessen Einfluß auch nach seinem Tode gewirkt hat. Besser ist also immer die Klugheit, welche den Streit durch Unterhandlungen, als die Tapferkeit, welche ihn mit den Waffen entscheidet; nur daß wir uns hierbey weniger von der Abneigung gegen den Krieg, als von der Rücksicht auf den Nutzen des Staates leiten lassen. Wo wir uns aber zum Kriege entschliessen, da muß die Absicht, einzig und allein den Frieden zu schützen unverkennbar seyn. Uebrigens gehört es zum Charakter des tapfern und standhaften Mannes, durch keine noch so mißliche Lage der Dinge sich irre machen, oder aus seiner ruhigen Fassung bringen zu lassen, sondern mit völliger Gegenwart des Geistes

und kühler Besonnenheit seine Maaßregeln zu nehmen. Dieß ist nun ein Beweis von Seelenstärke; aber ein Beweis von großen Geisteskräften ist es, das zukünftige voraus zu sehen, und lange vor dem Erfolge jedes mögliche, günstige oder widrige Eräugniß, nebst den Maaßregeln, welche man in jedem Falle nehmen muß, bestimmen zu können, noch jemals es dahin kommen zu lassen, daß man sagen müsse: das hatte ich nicht erwartet. Dieß, sage ich, ist das Werk eines großen, erhabenen Geistes, der auf seine Vorsicht und auf seine Berathenheit sich kühn verlassen darf. Allein auf gutes Glück sich mit den Waffen schlagen, und die Entscheidung nicht vom Kopfe, sondern von der Hand erwarten, das heisse ich mehr-thierische Wildheit, als Tapferkeit. Nur da, wo es die Umstände erfodern, und Noth an Mann geht, müssen wir die Entscheidung dem Schwerdte überlassen, und den Tod der Knechtschaft oder einem schmächlichen Loose vorziehen.

24. Was die Zerstörung urd Plünderung der Städte betrift, so hat man sich dabey vor raschen und unmenschlichen Entschlüssen sehr in Acht zu nehmen. Ein wahrhaft großer Mann wird in solchen Fällen, nach vorgenommner Untersuchung, nur die Schuldigen strafen, die Menge verschonen, und in jeder Lage das thun, was Recht und Pflicht von ihm fodern. Gleichwie indeß, nach meiner oben gemachten Bemerkung, manche den Thaten des Friedens kriegerische Unternehmungen vorziehen, eben so giebt es auch viele, welchen gewagte, und rasche Entschlüsse größer und glänzender scheinen, als überlegte Handlungen, wobey man nichts aufs Spiel setzt. Freylich müssen wir die Gefahr in so fern nicht zu vermeiden suchen, als wir uns dem gerechten Vorwurf einer unmännlichen Feigherzigkeit aussetzen würden. Allein eben so sehr hüte man sich, ohne Noth derselben entgegen zu gehen, welches die größte Thorheit ist, die sich gedenken läßt. Man mache es in dieser Rücksicht wie die Aerzte, welche bey leichten Krankheiten gelinde

Mittel vorschreiben; gefährliche und gewagte hingegen nur dannzumal verordnen, wenn die dringende Gefahr der Krankheit sie nothwendig macht. So kann auch nur ein Rasender bey ruhigem Meere sich einen Sturm wünschen: aber Vernunft ist es, der Gefahr im Sturme auf jede mögliche Weise zu begegnen, um so viel mehr, wenn vom Gelingen mehr Gutes, als vom Mißlingen Böses zu erwarten steht. Uebrigens ist jede gewagte Unternehmung entweder bloß für denjenigen gefährlich, der sie wagt, oder auch für den Staat. Im erstern Falle setzt man entweder sein Leben, oder seine Ehre und den Credit bey seinen Mitbürgern aufs Spiel. In Rücksicht auf solche Gefahren, die uns selbst angehen, dürfen wir immer mehr wagen, als bey denen, welche den Staat betreffen: und in Absicht der erstern dürfen wir weniger Credit und Ehre, als andre Vortheile in die Schanze schlagen. Freylich finden sich manche, welche nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ihr Leben für das Vaterland

willig aufopfern, dagegen aber ihre Ehre nicht im mindesten auf das Spiel setzen würden, wenn auch gleich das gemeinsame Beßte ein solches Opfer von ihnen verlangte. So dachte Callicratidas, der Feldherr der Lacedämonier, welcher in dem Peloponnesischen Kriege, so manche schöne That glücklich ausführte; am Ende aber wieder alles damit verderbte, daß er denjenigen kein Gehör gab, welche ihm riethen, die Flotte von den Arginusischen Inseln zu entfernen, und das Treffen mit den Atheniensern zu vermeiden. Die Lacedämonier, sagte er, könnten, nach Verlust ihrer Flotte sich immer wieder eine andre schaffen, er hingegen könnte ohne Schande unmöglich fliehen. Zwar war dieser Schlag den Lacedämoniern noch erträglich: tödtlich hingegen war für sie derjenige, welchen sie damals lidten, als Cleombrotus, um übler Nachrede zu entgehen, dem Epaminondas ein gewagtes Treffen lieferte, mit dessen Verlust der gänzliche Ruin von Lacedämons Macht verbunden war. Wie

viel besser handelte Quintus Maximus, von welchem Ennius sagt:

Zaudernd hat uns ein Mann vom Untergange gerettet.
Denn ihm war sein Ruf nicht über dem Heile des Volkes.
Darum stralet auch fürder und hehr die Ehre des Helden.

Auch Staatsmänner haben sich vor diesem Fehler zu hüten. Denn auch unter ihnen giebt es solche, welche, aus Furcht sich Feinde zu machen, ihre Meynung, wenn sie noch so gut wäre, nicht heraussagen dürfen.

52. Ueberhaupt aber sollte jeder Regent zum voraus folgende zwey Vorschriften des Plato fest ins Gedächtniß fassen: die eine; daß er den Nutzen seiner Mitbürger zum letzten Ziele aller seiner Handlungen mache; und demselben sein besondres Interesse aufopfere: die andre; daß seine Fürsorge sich auf den ganzen Staatskörper erstrecke, nicht blos eines Theiles sich annehme, und den übrigen sich entziehe. Denn die Staatsverwaltung muß, gerade wie eine Vormundschaft, nicht zum

Nutzen dessen, welchem sie aufgetragen ist, sondern derjenigen geführt werden, welche ihrer Sorge anvertraut sind. Wer aber nur für einen Theil seiner Mitbürger sorgt, und den andern vernachlässiget, der erzeuget dadurch die verderblichsten Uebel, Zwiespalt und Mißhelligkeit in dem Staate: daher es denn kömmt, daß einige sich zur Parthey des Volkes, andre zu dem Großen schlagen, und nur wenige es mit allen redlich meynen. Aus dieser Quelle flossen bey den Atheniensern ernstliche Zerwürfnisse, in unserm Staate nicht nur Empörungen, sondern auch verderbliche Bürgerkriege. Dergleichen Uebel wird nun jeder weise und patriotischgesinnte Mann, der es werth ist, einer der Ersten im Staate zu seyn, meiden, und verabscheuen, und, ohne einen Anhang zu suchen, oder nach Macht zu streben, sich dem Vaterlande so weyhen, daß seine Fürsorge auf das Ganze, und auf alle und jede Mitglieder sich erstrecke. Nie wird auch ein solcher Mann irgend einem andern durch Verläumdung Hässer und Feinde zu erwecken suchen: überhaupt aber wird er

auf Gerechtigkeit und Tugend so strenge halten, daß er um ihrentwillen keinen Haß scheuen, und lieber sein Leben aufopfern, als davon lassen würde. Ein höchst verderbliches Uebel ist es für einen Staat, wenn Regenten um Rang und Aemter gegen einander im Felde liegen. Sehr treffend sagt in dieser Rücksicht Plato: Diejenigen, welche sich um die Regierung streiten, handeln eben so unbesonnen, als Schiffer, welche sich unter einander um das Steuer schlügen. Ebenderselbe will auch, daß man nur die Feinde des Staates als Gegner ansehe, nicht aber diejenigen, welche nach ihren Grundsätzen dem Staate zu rathen suchen. Und so dachten Publius Africanus und Quintus Metellus, welche bey aller Verschiedenheit ihrer Grundsätze einander nie anfeindeten. Auch diejenigen verdienen kein Gehör, welche es für den Charakter einer starken und männlichen Seele halten, wenn man seinen Gegnern sich mit leidenschaftlicher Hitze entgegenstellt. Im Gegentheil ist nichts schöner, nichts kleidet den großen Mann besser, als

Versöhnlichkeit und Sanftmuth. Den Regenten eines freyen Volkes, dessen Bürger alle gleiche Rechte besitzen, sind ausserdem auch noch Gutmüthigkeit, und jene so geheißne Kaltblütigkeit nothwendig, um nicht über ungelegne Besuche, oder unverschämte Bitten böse zu werden, und dadurch in ein gewisses verdrüßliches Wesen zu verfallen, welches uns bey Führung der Geschäfte hinderlich, und bey andern nachtheilig werden könnte. Freylich sind Gelindigkeit und Güte, nur in so fern zu loben, als sie jene Strenge nicht ausschliessen, welche das allgemeine Beste erfodert, und ohne welche ein Staat nicht wohl regiert werden kann. Ferner muß jede Ahndung und Strafe von beabsichtigter Beschimpfung frey seyn, und nicht die Befriedigung des Strafenden, sondern das allgemeine Beste zum Zweck haben. Auch muß die Strafe immer dem Vergehen angemessen seyn, und nie darf man in gleichen Fällen die einen zur Strafe, die andern auch nicht einmal zur Verantwortung ziehen. Vor allem aus aber hat der

Strafende sich vor dem Zorne zu hüten. Denn wer im Zorne straft, der wird jene Mittelstrasse zwischen dem, was zu viel, und was zu wenig ist, nimmer halten. Diese Mittelstrasse ist es, welche die Peripatetiker loben, und mit allem Rechte loben: nur sollten sie dabey auch den Zorn nicht billigen, noch behaupten, daß die Natur uns denselben zu unserm Besten gegeben habe. In der That sollte man ihn von jeder Handlung verbannen, und zu wünschen wäre es, daß die Regenten hierinn den Gesetzen nachahmen mögten, welche die Strafe nicht aus Zorn, sondern zur Handhabe der Gerechtigkeit verordnen.

26. Je mehr übrigens das Glück uns begünstiget, und alles nach unsern Wünschen geht, um desto mehr müssen wir gegen Uebermuth, Geringschätzung andrer, und Anmaaßung auf der Hut seyn. Denn vom Glück oder Unglück sich aus seiner Fassung bringen zu lassen, das verräth eines wie das andre einen schwachen Geist. Hingegen ist nichts so schön, als

Gleichmuth, der sich nie verläugnet, und ein Aug, und eine Miene, die sich nie verändert, so wie die Geschichte uns den Sokrates und den Cajus Lälius beschreibt. Philippus, der König von Macedonien, ward zwar, wie man weiß, an glorreichen Thaten von seinem Sohne übertroffen, aber an Güte und menschenfreundlichem Betragen lange nicht erreicht. Daher erscheint er uns nie anders als groß, jener hingegen nicht selten äusserst klein. Es ist demnach eine sehr heilsame Vorschrift, daß, je höher einer steht, er in seinem Betragen desto mehr Herablassung beweisen müsse. Panätius erzählt von seinem Freund und Schüler Afrikanus, er hätte oft gesagt; gerade so wie man die Pferde, welche durch das Getümmel der Schlachten allzu wild und unbändig geworden seyen, den Bereitern zuführe, um sie zu bequemerm Gebrauche zu zähmen, eben so sollte man auch diejenigen Menschen, welche ein allzu grosses Glück zügellos und vermessen gemacht habe, in die Schule der Vernunft und des Unterrichtes führen, um

daselbst von der Zufälligkeit menschlicher Dinge, und dem Unbestand des Glückes belehrt zu werden. Selbst im größten Flor des Glückes müssen wir auf den Rath unsrer Freunde horchen, und ihre Vorstellungen noch mehr bey uns wirken lassen, als sonst jemals. Auch müssen wir alsdann unsre Ohren vor dem Beyfall und Lobe des Schmeichlers verstopfen — was nun freylich eine harte Prüfung ist. Denn wir sind nur allzu geneigt, jedes Lob, das uns ertheilt wird, für verdient zu halten. Dieß aber ist die Quelle unzähliger Fehltritte, indem man von einer eiteln Einbildung von seinem Werthe aufgeblasen, andern zum Gespötte wird, und sich selbst auf eine häßliche Weise täuscht. Doch genug hiervon. — Ich schliesse mit dieser Bemerkung, daß es die Beherrscher der Staaten sind, welche die wichtigsten Dinge, wozu am meisten Seelengröße erfodert wird, verrichten, weil sie den größten Wirkungskreis, und den ausgebreitetesten Einfluß auf das Wohl andrer Menschen haben. Auf der andern Seite hat es aber auch seit

je her Männer von großem Geiste gegeben, welche sich bey der Muße des Privatlebens, mit der Erforschung wichtiger Gegenstände, oder mit großen Entdeckungen beschäftiget, und im übrigen sich auf den Kreis ihrer eignen Angelegenheiten eingeschränkt haben. Andre haben gewisser Maassen die Mittelbahn zwischen Weltweisen und Staatsmännern eingeschlagen, und in der Besorgung ihrer Oekonomie ihr Vergnügen gesucht, jedoch mit dieser Einschränkung, daß sie weder zur Aeufnung derselben sich aller Mittel bedienten, noch auch andre von dem Genusse ihres Vermögens gänzlich ausschlossen, sondern im Gegentheil ihre Freunde so wohl, als auch im Nothfall den Staat daraus unterstützten. Ein solches Vermögen sey erstens durch keine schlechten Mittel, durch kein unedles noch verhaßtes Gewerbe erworben: hiernächst diene es vielen, aber nur würdigrn Gegenständen zur Unterstützung: endlich werde es durch kluge Oekonomie, Fleiß, und Spar-

samkeit geäufnet, und nicht so fast zur Schwelgerey und Ueppigkeit, als vielmehr zur Freygebigkeit und Wohlthätigkeit verwendet! Wer diese Vorschriften beobachtet, der kann auch in dieser Lage die Rolle eines angesehnen, edeln, unabhängigen Mannes, und dabey eines ofenen, truglosen, Menschenfreundes spielen.

27. Noch habe ich von demjenigen Theile des moralisch Schönen und Guten zu sprechen, welcher die Tugenden in sich begreift, die so zu sagen, der Schmuck aller übrigen sind, ich meyne das sittliche Gefühl, die Selbstbeherrschung, die Mäßigung, die Bezähmung der Leidenschaften, und die Beschränkung aller unsrer Reden und Handlungen. Diese Rubrik befaßt dasjenige, was die Griechen mit Einem Worte πρέπον nennen, und was wir in unsrer Sprache decorum, das ist, das Wohlanständige oder Schickliche heißen können. Dieses ist nun von einer solchen Beschaffenheit, daß es von dem moralisch Guten unmöglich getrennt werden kann. Denn was

wohlanständig ist, das ist allemal auch moralisch gut, und was moralisch gut ist, ebendasselbe ist auch wohlanständig. Worinn übrigens beyde von einander verschieden seyen, das läßt sich eher empfinden, als durch Worte bestimmen. Denn das Wohlanständige setzt das moralisch Gute nothwendig voraus. Daher findet es nicht nur in demjenigen Hauptstücke, welches mir jezo zu behandeln folgt, sondern auch in den bereits abgehandelten allen Statt. Denn der Vernunft und der Sprache sich mit Einsicht bedienen, in allem, was man thut, mit Ueberlegung handeln, und in jedem Gegenstande das Wahre erkennen, und wahrnehmen, alles dieses steht wohl: hingegen stehen Unwissenheit, Irrthum, Trug, und Täuschung nicht minder übel, als Verrücktheit und Wahnsinn. Eben so ist ferner jede gerechte Handlung wohlanständig, jede ungerechte hingegen nicht minder übelstehend als unmoralisch. Die gleiche Bewandtniß hat es mit der Tapferkeit. Jede Handlung, welche von männlichem Muthe

und Größe der Seele zeigt, kleidet den Mann, und ist seiner würdig, da hingegen jede entgegengesetzte Handlung eben so übelstehend als unmoralisch ist. Demnach findet sich das, was ich das Wohlanständige nenne, bey jeder Gattung der Moralität, und zwar so, daß es daran auffällt, und nicht erst mühsam aufgesucht werden darf. Denn mit jeder Tugend ist ein gewisser Anstand verbunden, welcher weniger für sich allein bestehen, als in den Gedanken von der Tugend abgesondert werden kann. In der That, so wie körperliche Reitze und Schönheit mit der Gesundheit unzertrennlich verbunden sind, eben so fließt das Wohlanständige mit der Tugend in Eines zusammen; dennoch aber kann es vermittelst der Abstraktion in den Gedanken davon abgesondert werden. Uebrigens giebt es mehr als Eine Gattung des Wohlanständigen. Das eine ist das allgemeine Wohlanständige, welches sich bey der Moralität überhaupt findet. Das andre ist eine untergeordnete Art, welche

einen besondern Zweig der Moralität ausmacht. Von dem erstern giebt man folgende Erklärung; Wohlanständig heiße dasjenige, was dem Charakter des Menschen, in wie fern derselbe ihn über alle andern belebten Wesen erhebt, angemessen sey. Als untergeordnete Art hingegen, heißt das Wohlanständige diejenige Uebereinstimmung mit dem Charakter des Menschen, welche sich in der Mäßigung und Selbstbeherrschung, mit einem gewissen edeln und gefälligen Anstand äussert.

28. Daß diese Erklärung richtig sey, das erhellet aus derjenigen Gattung des Schicklichen, welche die Dichter zu beobachten suchen, und wovon ausführlich zu reden hier der Ort nicht ist. Wir sagen nähmlich dannzumal von den Dichtern, daß sie das Schickliche beobachten, wenn sie jede Person nach ihrem gegebnen Charakter handeln und reden lassen. Gesetzt ein Aeacus oder Minos spräche auf der Bühne also:

Was kümmert mich ihr Haß? wenn sie nur fürchten,

oder,

Der Kinder Grab ist Er, der Vater selbst,

so würde man dieß unschicklich finden, weil die Geschichte uns diese Personen als tugendhafte Männer darstellt. Wenn hingegen Atreus dieses sagt, so klatscht man; denn die Rede ist dem Charakter angemessen. Was sich nun für jede Person schicke, das beurtheilt der Dichter nach ihrem Charakter. Wir hingegen müssen das Schickliche nach dem Charakter beurtheilen, welchen die Natur selbst uns gegeben hat, und welcher uns in Absicht auf Werth und Grad über unsre belebten Mitgeschöpfe weit erhebt. Und da im Leben sich eine so große Verschiedenheit der Charaktern findet, so liegt es dem Dichter ob, auch darauf zu sehen, was sich für einen fehlerhaften Charakter schicke. Uns hingegen hat die Natur, ohne Ausnahme, die Rolle der Uebereinstimmung im Thun und Reden, der Mäßigung, der Selbstbeherrschung, und der Sittsamkeit aufgetragen: und eben sie ist es auch, welche uns für das Urtheil andrer Menschen über unser Betragen empfindlich gemacht hat. Hieraus wird nun klar, wie allgemein so wohl diejenige Gattung des Wohl-

anständigen und Schicklichen sey, welche sich über die ganze Moralität erstreckt, als auch die, welche sich auf einzelne Arten der Tugend einschränkt. Gleichwie nun die körperliche Schönheit durch den harmonischen Bau der Glieder dem Auge gefällt, und eben durch diese reitzende Uebereinstimmung der Theile eine angenehme Empfindung erregt, eben so erregt auch das Wohlanständige in dem sittlichen Betragen das Wohlgefallen andrer Menschen durch die Wahrnehmung von Regelmäßigkeit, Uebereinstimmung und Mäßigung in allen unsern Reden und Handlungen. Desnahen ist es billig, daß wir gegen andre Menschen eine gewisse Achtung äußern, und zwar nicht nur gegen die edelsten und beßten, sondern gegen alle und jede. Denn in Absicht dessen, was andre von uns urtheilen, gleichgültig seyn, das ist nicht blos Eigendünkel, es ist wahre Schamlosigkeit. Uebrigens ist bey der Rücksicht, welche man auf andre zu nehmen hat, diese Achtung, von der ich hier rede, von der Gerechtigkeit verschieden. Die letztre hütet sich andre zu vervorthei-

len, jene hingegen scheut sich, irgend jemandem anstößig zu werden: und gerade dieses ist es, was hauptsächlich den Charakter des Wohlanständigen ausmacht. Aus dem bisher Gesagten erhellet nun, wie mir deucht, die eigentliche Beschaffenheit dieser Tugend hinlänglich. Die von derselben abfliessende Pflicht, leitet uns allerersten auf die genaue Befolgung der von der Natur in uns gelegten Anlagen und Grundtriebe. Unter der Führung derselben werden wir von dem rechten Ziele nie abweichen; werden wir unsre Verstandskräfte durch Erforschung und Prüfung der Wahrheit üben; werden wir den gesellschaftlichen Verhältnissen nachleben, und auch nach den Tugenden der Mannheit und Seelenstärke streben. Vorzüglich aber äußert sich das Wesen des Wohlanständigen in der besondern Gattung der Tugend, von welcher ich jetzo handle. Denn nicht nur erregen diejenigen Bewegungen des Körpers, welche dem Bau desselben angemessen sind, unser Wohlgefallen — die Bewegungen

der

der Seele, welche mit der Natur derselben übereinstimmen, verdienen es noch in einem weit höhern Grade. Nun giebt es zwey verschiedne Kräfte der Seele. Die eine ist das Begehrungsvermögen, (die Griechen nennen es ὁρμή) welches uns gewaltsam bald nach diesem, bald nach einem andern Gegenstande hintreibt: die andre ist die Vernunft, welche uns durch deutliche Vorstellungen und Gründe belehrt, was wir thun oder meiden sollen. Offenbar ist diese leztre von der Natur zum Befehlen, jene hingegen zum Gehorchen bestimmt.

29. Bey allen unsern Entschliessungen müssen wir uns demnach vor Uebereilung und Unbesonnenheit hüten, und nie handeln, ohne von dem, was wir thun, einen statthaften Grund angeben zu können. So lautet ungefähr die Erklärung, welche man von der Pflicht giebt. Zu diesem Ende hin müssen wir die Begierden der Herrschaft der Vernunft unterwerfen, so daß sie ihr weder zuvoreilen, noch auch derselben aus Schlaffheit und Muthlosigkeit ihren Dienst ver-

sagen, und dabey stets ruhig, und von aller stürmischen Bewegung frey bleiben. Alsdenn werden Uebereinstimmung und Mäßigung in unserm Betragen sichtbar seyn. So bald hingegen die Begierden ausschweifen, und in ihren Bestrebungen oder Verabscheuungen mit zügelloser Hitze sich der Leitung der Vernunft entziehen, so überschreiten sie offenbar Ziel und Maaß. Denn sie entschütten sich des Gehorsams, und widerstreben der Herrschaft der Vernunft, welcher die Ordnung der Natur sie unterworfen hat: und dadurch zerrütten sie nicht allein die Seele, sondern selbst den Körper. Dieß lehrt schon der bloße Anblick derjenigen, welche von Zorn, oder leidenschaftlicher Begierde, oder Furcht, oder übermäßiger Freude bestürmt werden — Miene, Stimme, Bewegung und Stellung wird man an ihnen ganz verändert finden. Um wieder auf die Bahn meiner Untersuchung einzulenken, so erhellet aus dem Gesagten deutlich, daß es Pflicht sey, die Begierden einzuschränken und zu zähmen, und unsre Aufmerksamkeit und Sorgfalt stets rege zu er-

halten, damit wir in keinem Falle weder rasch, noch auf gerathwohl, weder voreilig noch unbesonnen handeln. Denn offenbar sind wir nach der Bestimmung der Natur, nicht zu Spiel und Scherze, sondern zum Ernst und zu würdigern und wichtigern Verrichtungen geschaffen. Freylich sind uns auch Spiel und Scherz vergönnt, aber so wie der Schlaf und andre Erholungen, alsdenn erst, wenn wir den wichtigen und ernsthaften Beschäftigungen und Pflichten genug gethan haben. Aber auch so muß der Scherz weder ausschweifend, noch ausgelassen, sondern edel und geistreich seyn. Denn so wie wir den Kindern bey ihren Spielen nicht uneingeschränkte Freyheit gestatten, sondern nur so viel als sich mit dem sittlichen Wohlstand verträgt, eben so muß auch in dem Scherze der sittliche Werth des Mannes durchschimmern. Ueberhaupt giebt es zwey Arten des Scherzes: die eine ist niedrig, ausgelassen, leichtfertig und schmutzig; die andre geschmakvoll, fein, witzig und geistreich. Scherze von dieser letztern Art findet man nicht nur bey unserm Plautus, und in dem ältern Atti-

schen Lustspiele, sondern auch in den Schriften der Sokratischen Weltweisen häufig; desgleichen in der Sammlung geistreicher Reden verschiedner Personen, welche der ältere Cato unter der Aufschrift ἀποφθέγματα gemacht hat. Es ist demnach leicht, den edeln Scherz von dem niedrigen zu unterscheiden. Der eine, zur Zeit und am rechten Orte angebracht, kleidet einen Mann von jovialischem Geiste wohl; der andre, welcher Ungezogenheiten in schlüpfrigen Ausdrücken vorbringt, ist selbst eines Mannes von freyerer Denkungsart unwürdig. — Auch in den Ergötzlichkeiten müssen wir ein gewisses Maaß halten, und z. B. weder unser Vermögen an Schauspieler und Tänzerinnen verschwenden, noch überhaupt vom Taumel sinnlicher Lust uns zu Unanständigkeiten hinreissen lassen. Erlaubte und anständige Ergötzlichkeiten bieten uns das Marsfeld und die Jagd an.

30. Bey der Bestimmung jeder Pflicht müssen wir den großen Vorzug der menschlichen Natur vor dem ganzen Geschlechte der Thiere stets im Auge behalten. Die Thiere sind einzig

für die sinnliche Lust empfindlich, und nach die-
ser streben sie mit ungemäßigtem Triebe. Der
menschliche Geist hingegen findet seine Nahrung
im Lernen und Denken, seine Aufmerksamkeit
und Thätigkeit sind immer gespannt, und für
ihn ist es ein Vergnügen, immer etwas Neues
zu sehen oder zu hören. Selbst diejenigen Men-
schen, welche dem sinnlichen Vergnügen in ei-
nem höhern Grade ergeben sind, wofern sie
anders nicht sich selbst zum Viehe herabwürdi-
gen — denn auch solche Menschen giebt es,
welche nichts menschliches an sich haben, als den
Nahmen — ich sage selbst jeder Wohllüstling
von der bessern Art, wird aus einem gewissen
sittlichen Gefühle seinen Hang nach sinnlicher
Lust vor andern zu verheimlichen, und zu ver-
läugnen suchen. Ein klarer Beweis, daß die
körperliche Wollust unter der Würde der mensch-
lichen Natur sey, und daß man sie entweder
völlig verachten und verschmähen, oder, wofern
man anders einigen Hang dazu bey sich fühlt,
den Genuß derselben mit Vorsicht und Festigkeit
beschränken müsse. Daher sollten wir in der

Nahrung und überhaupt bey der Verpflegung unsers Körpers einzig auf die Gesundheit, und auf die Erhaltung unsrer Kräfte, und nie auf das sinnliche Vergnügen Rücksicht nehmen. In der That dürfen wir nur den Werth und die Würde der menschlichen Natur in Erwägung ziehen, um es zu fühlen, wie schändlich entnervende Ueppigkeit, Wollust, und Weichlichkeit, wie schön hingegen eine frugale, eingezogene, strenge, und nüchterne Lebensart sey. — Ferner ist zu bemerken, daß die Natur uns so zu sagen, eine gedoppelte Rolle aufgetragen hat. Die eine besteht in dem allgemeinen Charakter der Menschheit, welcher auf der Vernunft und den übrigen Vorzügen beruhet, die den Menschen über die Thiere erheben; und welcher die Quelle des moralisch Schönen und Wohlanständigen, und die Grundlage aller Pflichten ausmacht. Die andre besteht in dem jedem einzelnen Menschen eigenthümlichen Charakter. Denn die nähmliche Verschiedenheit, welche wir in Ansehung der körperlichen Beschaffenheit und Kräfte wahrnehmen, und

vermöge welcher andre durch Schnelligkeit zum Laufe, andre durch Stärke zum Ringen, und so auch, in Ansehung der Leibesgestalt, andre durch eine edle und männliche Bildung, und andre durch reitzende Schönheit sich auszeichnen; eben diese Verschiedenheit findet auch auch in Absicht der Anlagen des Geistes, und zwar noch in einem höhern Grade Statt. Lucius Crassus z. B. und Lucius Philippus zeichneten sich durch angenehmen und muntrern Witz aus, und mehr noch, als diese beyde, Cajus Cäsar, dessen Witz übrigens mehr durch Kunst, und Studium gebildet war. Die Altersgenossen dieser Männer, Marcus Scaurus, und der junge Marcus Drusus waren von ungemein ernstem, Cajus Lälius von sehr lebhaftem und munterm Charakter; der Freund des letztern, Scipio, gab sich um eben diese Munterkeit Mühe, wiewohl er von Natur mehr zum Ernste geneigt war. Unter den Griechen wird uns Sokrates als ein Mann von angenehmer, geistvoller, und belebter Unterhaltung beschrieben, der seinen Gesprächen immer jene

seine Wendung der Verstellung gab, welche die Griechen Ironie heissen: Pythagoras und Perikles hingegen erwarben sich die größte Achtung, ohne etwas von jener frohen Laune zu haben. Unter den Punischen Feldherrn ist Hannibal, unter den unsrigen Quintus Maximus von Seite der Verschlagenheit bekannt. Ihnen war es ein Leichtes, ihre Anschläge zu decken, und zu verschweigen; den Feind irre zu führen, ihn ins Garn zu locken, und seine Absichten zu wittern. Von eben dieser Seite sind bey den Griechen Themistokles und Jason von Pherä vor allen andern berühmt. Sehr verschmitzt und schlau war jener Einfall des Solons, der, um sein Leben sicher zu stellen, und seinem Vaterlande desto ungehinderter rathen zu können, die Rolle eines Wahnsinnigen spielte. Andre sind von diesen gerade das Gegentheil, unbefangene, ofne Menschen, Freunde der Wahrheit, und Hässer alles Truges, welche nie im Verborgenen handeln, noch sich irgend eine List erlauben. Hinwieder giebt es andre, die, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, sich alles gefallen lassen,

und jeden sich zu verbinden trachten: solche Männer habe ich in Sulla und Marcus Crassus gekannt. Ein Muster von Verschmitztheit und ausharrender Gedult ist der Lacedämonier Lysander: das Gegentheil von ihm war Callicratidas, welcher den Lysander in dem Commando über die Flotte ablöste. So giebt es auch Männer von Rang und Bedeutung, die im Umgange sich so herabzulassen wissen, daß jeder sie leicht für seines gleichen halten könnte. Unter meinen Zeitgenossen besaßen diese Kunst Catulus Vater und Sohn, und Quintus Mancia. Nach dem Zeugnisse unsrer ältern Männer soll auch Scipio Nasica sie besessen haben; da hingegen sein Vater, welcher die verderblichen Anschläge des Tiberius Gracchus zernichtete, im Umgange ganz trocken gewesen seyn soll; so wie auch Xenokrates es war, ein Weltweiser, der gerade durch seine äußerst strenge Lebensart und Grundsätze zu einem vorzüglichen Ruffe und Ansehen gelangt ist. Und so finden sich noch unzählige Abweichungen der Gemüthsanlagen und Charakter, welche darum noch lange nicht fehlerhaft heissen können.

31. Damit nun dieses Wohlanständige und Schickliche, wovon hier die Rede ist, erzielt werde, so muß jeder seinem eigenthümlichen Charakter, in wie fern er nicht fehlerhaft ist, getreu bleiben. Freylich müssen wir dem allgemeinen Charakter der Menschheit stets gemäß handeln, und davon nie abweichen; dabey aber auch auf unsern individuellen Charakter Rücksicht nehmen, und denselben auch dann zur Richtschnur unsers Betragens machen, wenn eine andre Handlungsweise an sich edler und vollkommner wäre. Denn es ist unschicklich, seinem Naturell Zwang anzuthun, und nach dem zu streben, was man doch nicht erreichen kann. Hieraus wird nun die eigentliche Beschaffenheit des Wohlanständigen oder Schicklichen, von welchem ich rede, klar: nähmlich nichts kann schicklich seyn, was, nach dem Sprüchworte, der Minerva zum Trotze geschieht, das ist, was unsrer Natur zuwider ist, und wogegen sie sich sträubt. Wenn aber je etwas schicklich heissen kann, so ist es Gleichförmigkeit des Betragens und der Handlungen, welche unmöglich erzielt werden kann, wenn man

sich einen fremden Charakter zum Muster nimmt, und von seinem eignen abweicht. In der That, so wie jeder seine Sprache rein schreiben und reden sollte, ohne sich, wie gewisse Leute, durch Einmischung griechischer Wörter bey Vernünftigen lächerlich zu machen; eben so sollten wir auch in unsern Handlungen und in unserm Betragen überhaupt jede Mißhelligkeit zu vermeiden trachten. Dieser Unterschied der Charaktere ist so wichtig, daß demselben zufolge, wenn zwey Menschen sich in ebenderselben Lage befinden, es für den einen schicklich seyn kann, sich selbst das Leben zu rauben, für den andern nicht. Oder war nicht Cato mit allen denen, welche sich in Afrika an den Cäsar ergaben, in einerley Lage? Nichts desto weniger würden die übrigen, wenn sie sich selbst umgebracht hätten, schwerlich dem Tadel entgegangen seyn, weil sie in ihrem Leben weniger strenge, und von geschmeidigerem Charakter waren. Cato hingegen in dessen Charakter die Natur eine so außerordentliche Festigkeit gelegt hatte, die durch eine ununterbrochene Gleichförmigkeit in seinem Thun und Las-

sen noch verstärkt ward; er, welcher auf seinem einmal gefaßten Entschluße unerschütterlich beharrte, mußte lieber den Tod wählen, als den Unterdrücker des Vaterlandes vor seinen Augen sehen wollen. Wie vieles ertrug nicht Ulysses auf seiner langen Irreise, da er Weibern zu Gefallen lebte, (wenn anders eine Circe und Calypso Weiber heissen können,) und da er durch alle seine Reden sich jedermann gefällig und angenehm zu machen suchte? Zu Hause ertrug er so gar die Beschimpfungen seiner Sklaven und Mägde, nur damit er endlich zu seinem Zwecke gelangen mögte. Ajax hingegen würde, nach dem Charakter, unter welchem wir ihn kennen, lieber tausendmal den Tod, als eine solche Behandlung erduldet haben. Alle diese Betrachtungen führen zuletzt dahin, daß jeder auf den ihm eigenthümlichen Charakter Rücksicht nehmen, demselben die gehörige Richtung geben, und nie die Probe machen soll, wie ein fremder Charakter ihn kleide. Denn dasjenige, was uns eigenthümlich ist, das kleidet uns allemal am beßten. Jeder prüfe demnach seine natürlichen Anlagen, und beurtheile mit unpar-

theyischer Strenge seine Vorzüge sowohl, als seine Mängel. Denn es würde uns übel anstehen, von dieser Seite weniger Einsicht zu zeigen, als die Schauspieler, welche gewöhnlich nicht die beßten Schauspiele, sondern diejenigen wählen, welche ihnen die angemessensten sind. Wer sich einer vorzüglichen Stärke in der Declamation bewußt ist, der wählt die Epigonen, oder den Medus: Wer sich durch das Gebehrdenspiel auszeichnet, die Menalippa und Clytemnestra. Rupilius, den ich mich noch erinnere gesehen zu haben, wählte immer die Antiopa, Aesop selten den Ajax. Und sollte wohl ein Schauspieler auf der Bühne diese Vorsicht gebrauchen, ein Weiser hingegen im Leben nicht? Vor allem aus also müssen wir uns auf dasjenige legen, wozu wir das meiste Geschick haben. Wofern wir uns aber je aus Noth zu einer Rolle gedrungen sehen, welche mit unsern natürlichen Anlagen sich weniger verträgt, so müssen wir alle unsre Sorgfalt, Anstrengung, und Geflissenheit aufbieten, um sie, wo nicht mit völligem Anstande, doch mit so wenigem Uebelstand

als möglich, spielen zu können. Ueberhaupt aber soll unser Bestreben weniger dahin gehen, Vorzüge, welche uns von der Natur versagt sind, uns eigen zu machen, als vielmehr Fehler, deren wir uns bewußt sind, uns abzugewöhnen.

32. Zu den beyden Rollen, welche, wie ich oben sagte, die Natur uns aufgetragen hat, kömmt eine dritte, welche uns gewisse Vorfälle, oder die äußern Umstände auflegen, und noch eine vierte, die wir durch freye Wahl nach der Convenienz bestimmen. Denn Thronen, Herrschaften, Adel, Ehrenstellen, Reichthümer, Macht, alles das hängt, so wie das Gegentheil, vom Zufall ab, und wird durch die Umstände bestimmt. Was wir aber für eine Rolle in der Welt spielen wollen, darüber entscheiden wir selbst. Einige bestimmen sich für die Weltweisheit, andre für die bürgerlichen Rechte, noch andre für die Beredsamkeit: und selbst in Absicht der moralischen Vorzüge will der eine durch diese, der andre lieber durch eine andre Tugend sich auszeichnen. Diejenigen, deren Väter oder Voreltern durch irgend ein Verdienst merkwürdig geworden sind,

suchen insgemein sich von der nähmlichen Seite zu zeigen. Daher legte sich Quintus Mucius, der Sohn des Publius, auf die Rechtsgelehrsamkeit; Africanus, der Sohn des Paulus Aemilius auf das Kriegswesen. Manche fügen zu den Verdiensten, welche von den Vätern auf sie forterbten, noch ein neues und eigenes hinzu. So krönte der nähmliche Africanus seinen Kriegsruhm durch die Beredsamkeit. Eben dieß that auch Timotheus, der Sohn des Conon, welcher ein eben so großer Kriegsheld war, als sein Vater, und dazu noch den Ruhm des Genies und der Gelehrsamkeit sich erwarb. Andre hingegen verlassen den Pfad ihrer Voreltern, und betreten eine eigene Bahn. Gewöhnlich geschieht dieß von denjenigen, welche von unberühmten Vorfahren herstammen, und sich emporzuschwingen trachten. Alle diese Punkte nun kommen bey der Frage, was für uns wohl oder übel stehe, mit in Anschlag. Vor allem aus aber müssen wir bestimmen, wer wir seyn, welche Rolle wir in der Welt spielen, und was für eine Lebensart wir ergreiffen wollen — eine Berathschlagung, welche

mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. Denn in den Jahren des Jünglingsalters, wo das Urtheil noch lange nicht zur Reiffe gediehen ist, bestimmt sich insgemein jeder für diejenige Lebensart, wozu er am meisten Lust bey sich fühlt. Und so kömmt es denn, daß man eine Bahn einschlägt, und sich in einen bestimmten Lebensplan verflochten sieht, bevor man im Stande war, zu urtheilen, was das Beßte sey. Zwar läßt Prodikus, wie wir beym Xenophon lesen, den Herkules, beym Eintritt in sein Jünglingsalter, welches die Natur zur Auswahl unsrer künftigen Lebensart bestimmt hat, sich in eine einsame Gegend hinbegeben, und daselbst lange und ernstlich mit sich selber zu Rathe gehen, ob er die Bahn der Wohllust, oder der Tugend, welche beyde er vor sich sah, einschlagen solle. Und in der That läßt von einem Sohne Jupiters, wie Herkules war, so etwas sich allenfalls noch gedenken: weniger aber von uns andern, die wir uns der eine diesen, der andre einen andern zum Muster vorstellen, und ihre Neigungen

und

und Entwürfe mit rascher Hitze ergreiffen. Gewöhnlich sind es die Eltern, deren Maximen uns von früher Jugend eingepflanzt werden, welche durch ihr Beyspiel und ihre Denkungsart uns leiten. Andre bestimmt das Urtheil des großen Haufens, und was die meisten Stimmen für das Beßte erklären, das gefällt auch ihnen vor allem aus. Nur wenige Menschen führt entweder ein gutes Glück, oder ein vorzüglich richtiger Verstand, oder die Leitung ihrer Eltern, auf die rechte Bahn des Lebens.

33. Aeußerst selten aber finden sich solche Menschen, welche mit vorzüglichem Genie, oder nicht gemeinen Kenntnissen, oder mit beyden zugleich ausgerüstet, sich überdieß noch in einer günstigen Lage befinden, um ihren Lebensplan mit Musse überlegen und entwerfen zu können. Bey dieser Berathschlagung muß uns die stete Rücksicht auf unsre Anlagen leiten. Denn so wie wir bey allem was wir thun, wie ich oben erinnert habe, unsern Charakter und unsre natürlichen Anlagen zum Maaßstabe des Schicklichen

nehmen müssen, eben so müssen wir auch vorzüglich bey der Bestimmung unsers Lebensplanes unser Augenmerk auf diesen Punkt richten, damit wir in unserm ganzen Betragen mit uns selbst übereinstimmen, und in keiner Art von Pflichten jemals wanken. Da nun hierbey auf unsre Anlagen das meiste, hiernächst aber auch sehr viel auf die Umstände ankömmt, so müssen wir bey der Auswahl einer Lebensart zwar auf beyde, am meisten aber auf die erstern Rücksicht nehmen. Denn die Natur ist immer mächtiger und beständiger; und wenn sie mit dem Glücke ins Gedränge kömmt, so gleicht ihr Streit dem Kampfe eines unsterblichen Wesens mit einem sterblichen. Wer sich also einmal für eine Lebensart bestimmt hat, die er seinen Anlagen, in wie fern sie nicht fehlerhaft sind, bey genauer Prüfung am angemessesten fand, der beharre dabey ohne Wankelmuth, (denn das erfodert der Wohlstand durchaus) es wäre denn, daß er in der Folge überzeugt würde, in der Auswahl seiner Lebensart einen Mißgriff gethan zu haben. In diesem leztern Falle, der sich nun freylich leicht

eräugnen kann, müssen wir allerdings die betretene Bahn verlassen, und unsern Plan ändern. Dieß wird allemal leichter und mit bessrer Art geschehen können, wenn die äussern Umstände uns zu einer solchen Veränderung die Hand bieten. Widrigen Falls müssen wir dabey langsam und stufenweise gehen, gerade so wie eine Freundschaft, die uns weniger behagt, oder ansteht, nach dem Urtheile weiser Männer, weit anständiger durch eine allmälige Trennung, als durch einen plötzlichen Bruch aufgehoben wird. Ist nun aber ein solcher Wechsel getroffen, so müssen wir uns mit allem Eifer bestreben, es mit der That zu zeigen, daß wir ihn nicht ohne reiffe Ueberlegung beschlossen haben. — Ich habe oben die Nachahmung der Voreltern gebilliget. Davon muß ich allererstens die Nachahmung dessen ausschliessen, was an ihnen fehlerhaft ist. Die zweyte Ausnahme findet da Statt, wo der individuelle Charakter die Nachahmung unmöglich macht. In diesem Falle befand sich der Sohn des ältern Africanus, welcher den Sohn des Paullus adoptierte. Seine schwächliche Leibesconstitution gestattete es

ihm nimmer, seinem Vater so ähnlich zu werden, als dieser dem seinigen gewesen war. Gesetzt also, es fühle sich jemand entweder zum Sachwalter, oder zum Volksredner, oder zum Krieger nicht geschaffen, so lasse er weder Gerechtigkeit, noch Redlichkeit, noch Freygebigkeit, noch Mäßigung, noch Selbstbeherrschung, noch irgend eine von den Tugenden an sich vermissen, die in seiner Gewalt sind, damit man ihm diejenigen Vorzüge, welche ihm mangeln, desto leichter erlasse. Das beste Erbtheil, welches ein Vater seinem Sohne hinterlassen kann, und welches mehr werth ist, als aller Reichthum, besteht ohne Zweifel in dem Ruhme großer Verdienste und Thaten. Einen solchen Ruhm zu beflecken, ist allerdings pflichtvergessen, und schändlich.

34. Uebrigens hat jedes Alter seine besondern Pflichten. Andre haben Jünglinge, und andre Greise zu beobachten. Auch diesen Unterschied muß ich mit wenigem berühren. Die Pflicht des Jünglings ist es, für das Alter Achtung zu tragen, und daher sich die beßten und würdigsten Männer zu wählen, um auf ihren Rath zu fussen,

und ihrer Leitung zu folgen. Denn die Unerfahrenheit der Jünglingsjahre bedarf es allerdings, durch die Klugheit der Alten geleitet, und vor Fehltritten gesichert zu werden. Vor allem aus muß man in diesem Alter gegen die Sinnlichkeit kämpfen, und den Geist sowohl als den Körper zur Erduldung der Arbeit und der Beschwerlichkeiten abhärten, damit man immer im Stand sey, als Soldat oder als Bürger, seine Pflichten mit regem Eifer zu erfüllen. Auch dannzumal, wenn man zur Erholung des Geistes sich einer angenehmen Zerstreuung überlassen will, muß man sich vor Ausschweifung hüten, und den Wohlstand nie aus den Augen setzen; eine Vorsicht, welche die Gegenwart ältrer Personen bey dergleichen Anlässen nicht wenig erleichtern würde. — Was nun die Alten betrift, so muß bey diesen die körperliche Arbeit sich einschränken, die Thätigkeit des Geistes aber sich noch vermehren. Sie müssen sich bestreben, ihren Freunden, der Jugend, und vornehmlich dem Staate durch ihre Einsichten und durch ihre Erfahrung nützlich zu werden. Gegen nichts müssen sie so sehr auf der

Hut seyn, als daß sie nicht in Trägheit und Unthätigkeit versinken. Auch vor der Schwelgerey haben sie sich zu hüten, welche keinem Alter wohl ansteht, an Greisen aber weit am häßlichsten ist. Wenn aber noch ausschweifende Sinnlichkeit dazu kömmt, so ist das Uebel gedoppelt: Denn nicht nur schändet sich das Alter dadurch selbst, es macht auch durch sein Beyspiel die ausschweifende Jugend schamloser. — Ich glaube, daß es hier nicht ausser dem Wege seyn wird, auch ein Wort von den Pflichten der Magistratspersonen, der Privatleute, der Bürger und der Fremden zu sagen. Die besondre Pflicht einer Magistratsperson ist es, zu bedenken, daß sie, als Repräsentant des Staates verbunden sey, das Ansehn und die Ehre desselben zu behaupten, die Gesetze zu handhaben, jedem sein Recht zu ertheilen, und nie zu vergessen, daß dieß alles ein Gut sey, welches ihrer Rechtschaffenheit anvertraut ward. Die Pflicht des Privatmannes ist es, mit den Rechten und Vortheilen sich zu begnügen, welche seine Mitbürger geniessen, sich selbst weder zu erniedrigen und wegzuwerfen,

noch auch über andre zu erheben, und in Beziehung auf den Staat nie etwas anders zu wollen, als was mit der Ruhe desselben und mit der Rechtschaffenheit bestehen kann. Denn nur ein solcher Mann ist es, der mit Recht auf den Nahmen eines guten Bürgers Ansprache machen kann. Endlich ist es die Pflicht der Fremden und Einsassen, ihr eignes Geschäft zu treiben, und um fremde Sachen unbekümmert, sich nicht in die Angelegenheiten eines Staates zu mischen, worinn sie nicht Bürger sind. Auf diese Weise wird es leicht seyn, die Pflichten ausfindig zu machen, wenn wir nähmlich, mit steter Rücksicht auf Charakter, Umstände, und Alter, nach dem Schicklichen und Wohlanständigen forschen. Ueberhaupt aber steht nichts besser, als Uebereinstimmung in allen unsern Handlungen und Entschlüssen.

35. Das Wohlanständige, von welchem ich rede, äussert sich sowohl in allen unsern Handlungen und Reden, als auch in jeder Bewegung und Stellung des Körpers. Innere Schönheit der Handlungen, Schicklichkeit in Absicht der Zeit und des Ortes, und eine dazu passende gefällige

Manier sind die drey Bestandtheile, aus denen es zusammengesetzt ist — Begriffe, die wir uns begnügen müssen, mit dem Verstande zu fassen, da es schwerlich angeht, sie mit Worten genau zu bezeichnen. Da das Bestreben denjenigen, mit und unter welchen wir leben, uns gefällig zu machen, die Rücksicht auf diese drey Stücke voraussetzt, so muß ich auch hiervon etwas sagen. Selbst die Natur hat den Bau unsers Körpers mit großer Vorsicht verfertiget. Was an der Gestalt, und an der ganzen Bildung desselben einen nicht unangenehmen Eindruck macht, das alles hat sie zur Schau gestellt; diejenigen Theile hingegen, welche der natürlichen Bedürfnisse wegen vorhanden sind, und deren Anblick den Sinnen oder dem Gefühle anstößig seyn würde, hat sie entweder bedeckt, oder dem Auge durch ihre Lage entzogen. Mit dieser so vorsichtigen Einrichtung der Natur stimmt auch das sittliche Gefühl der Menschen zusammen. Denn was die Natur verborgen hat, das wird auch jeder Mensch von unverdorbenem Gefühle den Augen entziehen: er wird gewisse Bedürfnisse des Körpers so

geheim als möglich befriedigen: er wird diejenigen Theile des Körpers, welche zu diesen Bedürfnissen dienen, so wenig als den Gebrauch derselben, bey dem eigentlichen Nahmen nennen: und was jeder ohne Scheue thun kann, wofern es nur ins geheim geschieht, das zu sagen, hält man für garstig. In der That ist es ausschweifende Ungezogenheit, von diesem allem etwas öffentlich zu thun, oder ohne Umschweife davon zu sprechen. In dieser Rücksicht verdienen die Cyniker, und einige beynahe Cynische Stoiker kein Gehör, wenn sie es ungereimt und lächerlich finden wollen, daß wir die Benennung und Erwähnung solcher Dinge, welche an sich nicht schändlich sind, für unanständig halten, und hingegen andre, welche es sind, uns nicht scheuen bey ihren eigentlichen Nahmen zu nennen. Zum Exempel: Strassenraub, Betrug, Ehbruch sind schändliche Handlungen, und doch haben diese Benennungen nichts anstößiges. Kinder zeugen ist eine rechtmäßige und erlaubte Handlung, aber anstößig ist die eigentliche Benennung. Diese und andre Einwendungen sind es, welche diese Leute gegen das

Gefühl der Wohlanständigkeit auf die Bahn bringen. Allein dadurch werden wir uns nicht abhalten lassen, alles, was dem Auge oder dem Ohr anstößig seyn könnte, sorgfältig zu meiden. In der Stellung, im Gange, in der Art, wie wir sitzen, oder an der Tafel liegen, in allen Mienen und Blicken, und in jeder Bewegung der Hände, soll dieser Anstand sich nie vermissen lassen. Hierbey hat man zwey Extreme sehr zu vermeiden: auf der einen Seite ein weibisches geziertes Wesen, auf der andern Plumpheit und Rusticität. Aber nimmer dürfen wir es an uns kommen lassen, daß Schauspieler und Redner, diese Punkte belangend, genau auf dem Wohlstand halten, wir hingegen uns vernachlässigen. Auf der Schaubühne herrscht von Alters her so viel Rücksicht auf den Wohlstand, daß ohne ein Unterkleid niemand auftreten wird; weil man besorgt, durch die zufällige Entblößung gewisser Theile des Körpers, einen unanständigen Anblick zu geben. Eben so erlaubt es bey uns die Sitte nicht, daß ein Vater mit seinem erwachsenen Sohne, oder ein Schwiegervater mit seinem Eidam ins Bad

gehe. Dieses Gefühl des Wohlstandes muß um so vielmehr geschont werden, da die Natur selbst hierbey unsre Lehrerinn und Führerinn ist.

36. Was die Schönheit betrift, so giebt es zwey Arten derselben. Die eine ist die reitzende Schönheit, die andre beruhet auf männlichem Adel und Würde. Jene ist dem weiblichen Geschlecht eigen, und nur die letztere schickt sich für Männer. Daher müssen wir auch im Anzuge allen unmännlichen Putz, und in den Gebehrden und Bewegungen jeden ähnlichen Fehler sorgfältig vermeiden. Es giebt gewisse allzu taktmässige Bewegungen, welche sicher mißfallen, und eben sowohl gewisse gezierte theatralische Gebehrden, welche unmöglich anders als anstößig seyn können. In den Gebehrden so wohl, als in den Bewegungen kann nur dasjenige gefallen, was natürlich und ungekünstelt ist. Die männliche Schönheit, wird durch eine gute Gesichtsfarbe gehoben: und diese können uns nur körperliche Uebungen verschaffen. Dazu gehört eine Nettigkeit, die von einer unangenehm auffallenden Aengstlichkeit eben so weit, als von roher, und

ungesitteter Vernachlässigung des Körpers entfernt ist. Eben so auch in Absicht der Kleidung, wobey, so wie überall, die Mittelstrasse immer das beste ist. Was nun den Gang betrift, so ist es unschicklich, wleichwie an einem festlichen Pomp, mit gemächlicher Langsamkeit einherzuschreiten; und hingegen wo es Eile hat, hüte man sich vor einer Schnelligkeit, die uns ausser Athem setzt, die Miene verändert, und das Gesicht verzerrt. Denn wer sich so zeigt, der erscheint als ein Mensch, der sich selbst nicht zu besitzen weiß. Noch weit mehr aber müssen wir dafür besorgt seyn, daß die Bewegungen der Seele ihr natürliches Ziel nie überschreiten: und dieß wird uns in so fern gelingen, als wir einerseits verhüten, daß keine stürmische Leidenschaften sie ihr selbst entrücken, und anderseits stete Rücksicht auf dasjenige nehmen, was der Wohlstand von uns erheischt. Uebrigens sind die Bewegungen der Seele von gedoppelter Art. Die eine besteht in der Kraft zu denken, die andre im Begehrungsvermögen. Jene beschäftigt sich mit der Erkenntniß der Wahrheit, die andre ist die Quelle unsrer

Thätigkeit. Die Denkkraft müssen wir mit den besten Gegenständen beschäftigen, und das Begehrungsvermögen der Herrschaft der Vernunft unterwerfen.

37. Auch die Rede macht einen wichtigen Punct in der Rubrik des Wohlanständigen. Es giebt zwey Arten derselben: Die eine besteht in dem angestrengten, ununterbrochenen Vortrage, die andre in der gewöhnlichen Unterredung. Jene hat ihre Stelle bey gerichtlichen Debatten, in der Volksversammlung und in dem Senate; diese im Umgange, bey gelehrten Unterredungen, bey Zusammenkünften, und auch beym Gastmahle. Für die erstre geben uns die Lehrer der Beredsamkeit gemessene Regeln; für die letztere hat man keine: und doch fänden, sollte ich denken, auch hier gewisse Regeln Statt. Allein wozu sich Schüler finden, dazu fehlt es an Lehrern nie. Hier aber will niemand lernen, da hingegen von Lehrern der eigentlichen Beredsamkeit alles wimmelt. Indeß lassen sich die Regeln, welche man in Absicht der Gedanken und des Ausdruckes giebt, auch auf die Rede des Umganges anwenden. —

Das Werkzeug der Rede ist die Stimme. Bey dieser sehen wir auf zwey Eigenschaften; daß sie vernehmlich, und daß sie angenehm sey. Beydes ist ein Geschenk der Natur. Doch läßt sich das eine durch Uebung, das andre durch Nachahmung solcher Personen vermehren, welche vernehmlich und zugleich angenehm sprechen. Dieß, und dieß allein war es, wodurch die beyden Catuler sich den Ruf des feinsten Geschmackes erwarben. Zwar waren sie Männer von Geschmack; aber doch fanden sie in dieser Rücksicht noch ihres gleichen. Gleichwohl glaubte man, daß niemand das Lateinische mit solcher Delikatesse spräche. Und dieß kam daher: Der Ton ihrer Stimme war lieblich; sie sprachen die Buchstaben vollkommen aus, ohne Härte, und ohne irgend einen zu verschlingen; so daß sie vernehmlich sprachen, aber ohne Affectation. Ihre Stimme war ohne Anstrengung, weder matt, noch schreyend. Lucius Crassus besaß mehr Reichthum des Ausdruckes, und kam ihnen an feinem und geistvollem Witze zu. Dennoch glaubte man, daß die Catuler nicht minder gut sprächen. An Witz und Geist übertraf Cäsar

der väterliche Oheim des Catulus alle andern so weit, daß er zuweilen die angestrengte Beredsamkeit seiner Gegner mit einer Antwort aus dem Stegreif entwafnete. Alle diese Punkte kommen in Betrachtung, wenn man anders die Pflichten des Wohlanständigen in ihrem ganzen Umfang erfüllen will. Diese Gattung der Rede, worinn die Sokratiker die größten Meister sind, sey sanft, entfernt von ungestümmer Rechthaberey, und von angenehmer Munterkeit belebt. Nie bemächtige man sich, mit Ausschluß andrer der Conversation, und finde es, wie überall, also auch hier billig, daß jeden die Reihe treffe. Vorzüglich nehme man Rücksicht auf den Gegenstand der Unterredung. Ist er ernsthaft, so spreche man im ernsthaften, ist er scherzhaft, im muntern Tone. Desgleichen hüte man sich, in seinen Reden nicht ein böses Herz zu verrathen. Gewöhnlich ist dieß dannzumal der Fall, wenn wir abwesende Personen geflissentlich heruntermachen; es sey, daß wir spöttisch, oder aber im Ernst auf eine schmähsüchtige, beschimpfende Art von ihnen sprechen. Die gewöhnlichen Gegen-

stände des Gespräches sind entweder häusliche Angelegenheiten, oder Staatssachen, oder Wissenschaften und Künste. Wenn die Unterredung davon auf andre Gegenstände abschweift, so trachte man, sie dahin wieder zurückzulenken: jedoch mit steter Rücksicht auf die anwesenden Personen. Denn nicht alle finden an den nähmlichen Sachen, noch zu jeder Zeit, noch in demselben Grade Geschmack. Auch darauf hat man zu sehen, wie lange ein Gespräch Unterhaltung gewähre. Denn es ist nicht genug, daß man mit guter Manier anzufangen wisse: Man muß auch wissen zu rechter Zeit aufzuhören.

38. Die nähmliche Vorschrift, welche in Rücksicht auf unser ganzes Betragen mit so gutem Grunde ertheilt wird, daß wir uns vor den Affecten, das ist, vor stürmischen Gemüthsbewegungen hüten, welche sich wider die Vernunft empören, eben dieselbe giltet auch hier. Das Gespräch muß von dergleichen Bewegungen frey seyn: wir müssen weder Zorn, noch leidenschaftliche Begierde, weder träge Gleichgültigkeit,

noch Schüchternheit blicken lassen. Vorzüglich soll uns daran gelegen seyn, Achtung und Werthschätzung gegen diejenigen, mit welchen wir uns unterhalten, aus unsern Reden hervor leuchten zu lassen. Zuweilen werden auch Bestrafungen nöthig, welche einen heftigen Ton der Stimme und nachdrücklichere Worte erfodern, und wobey wir uns das Ansehen geben müssen, als ob wir zürnten. Indeß müßen wir zu diesem Mittel, so wie die Aerzte zum Brennen und Schneiden, nur selten, und ungerne, und dann erst schreiten, wenn es die Noth erfodert, und kein andres Mittel übrig bleibt. Aber auch dann hüte man sich sehr vor dem Zorne, welcher weder Vernunft noch Ueberlegung gestattet. In den meisten Fällen aber werden sanfte Verweise, denen es zwar an Ernst und Nachdruck nicht fehlt, die aber dennoch nichts Beschimpfendes haben, schon ausreichen. Auch soll man bey jeder Bestrafung, denjenigen, welchen sie angeht, es fühlen lassen, daß dasjenige, was sie Bittres und Unangenehmes hat, nur sein ei-

genes Wohl abzwecke. Auch das erfordert die Vernunft, daß wir, gesetzt, wir geriethen mit unsern heftigsten Feinden in einen Wortwechsel, und müßten von ihnen die kränkendsten und unverdientesten Vorwürfe hören, dennoch nicht aus der Fassung kommen, sondern den Zorn besiegen. Denn wer in der Hitze der aufwallenden Leidenschaft handelt, der wird sich allemal entrinnen, und den Zeugen seiner Handlung sicher mißfallen. Endlich ist es auch etwas Häßliches, in der Gesellschaft, zumal mit Aufschneidereyen, sich breit zu machen, und zum Gelächter der Anwesenden gleichsam den prahlenden Eisenfresser zu spielen.

39. Um kein Stück zu übergehen, denn dieß ist wenigstens meine Absicht, muß ich auch sagen, was für eine Wohnung für einen Mann von Range und Ansehen sich schicke. Der Zweck derselben geht auf Befriedigung des Bedürfnißes; und dieser muß den Plan dazu bestimmen, jedoch nicht ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit und Schönheit. Dem Eneus Octavius, welcher der erste Consul aus dieser Familie war, gereichte es, wie man weiß,

zur Ehre, daß er auf den Palatinischen Hügel ein sehr schönes Haus gebaut hatte, welches viel Aufsehen erregte. Da dieses Haus von Neugierigen häufig besucht ward, so glaubte man, daß es seinem Besitzer, einem Manne, dessen Familie ihn nicht empfehlen konnte, viele Stimmen zum Consulate gewonnen hätte. Dieses Haus ließ Scaurus niederreissen, um das seinige zu erweitern. Octavius hatte in sein Haus das Consulat zuerst gebracht: jener hingegen, der Sohn eines so großen und angesehnen Mannes, brachte in sein erweitertes Haus Abweisung, Schmach, und Verfall. In der That soll das Haus den Mann von Verdiensten zieren, aber nicht ihm statt der Verdienste gelten: und nicht muß das Haus dem Besitzer, sondern der Besitzer dem Haus Ehre machen. So wie man übrigens in andern Dingen nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf andre Rücksicht zu nehmen hat, eben so hat auch ein angesehner Mann darauf zu sehen, daß es seinem Hause an dem nöthigen Raum nicht fehle, um viele Gastfreunde darein aufzunehmen, und ei-

ner Menge Menschen von verschiednem Stande den Zutritt gewähren zu können. Sonst aber macht ein geräumiges Haus, wenn es leer steht, den Besitzer lächerlich; besonders, wenn es etwa vorher unter einem andern Besitzer besucht ward. Denn es ist kränkend, die Vor- die Vorübergehenden etwa sagen zu hören:

O altes Haus, wie wenig gleicht
Dein neuer Herr dem alten!

und dieß mögte man gerade jetzo von so vielen Besitzern sagen. Uebrigens hüte man sich, besonders wer selbst bauet, vor ausschweifender Pracht und Aufwand. Das Gegentheil stiftet viel Böses, vornehmlich auch durch das Beyspiel. Denn gemeiniglich finden die Großen, zumal in diesem Stücke, viele Nachahmer. Wer hat je die Tugenden des Lucius Lucullus, dieses so vortreflichen Mannes, wer hingegen nicht die Pracht seines Landhauses zu erreichen gestrebt? Es ist also nöthig auch hierinn das Maaß zu halten, welches die Mittelstraße bestimmt. Und eben diese Mittelstraße müssen wir überhaupt in dem Aufwand, und dem ganzen Tone

unsrer Lebensart nie verlassen. So viel von diesem Stücke. — Bey jeder unsrer Handlungen haben wir auf drey Dinge zu sehen. Das erste; daß die Begierden der Vernunft gehorchen; eine Vorsicht, welche uns die Erfüllung unsrer Pflicht mehr als alles erleichtern wird: das zweyte; daß wir das Gewicht der Sache, die wir zu Stande bringen wollen, genau erwägen, um weder größern noch kleinern Aufwand von Fleiß und Kräften zu machen, als sie erfodert: das dritte; daß wir uns in Absicht dessen, was zum äussern Glanze, und Ansehen gehört, einschränken. Nun ist, wie ich bereits erinnert habe, die weiseste Einschränkung diese, daß wir gerade so viel, und nicht mehr thun, als unser Rang erheischt. Das Wichtigste von diesen dreyen Stücken ist das erste.

40. Nach meinem Plane habe ich jetzo von der Schicklichkeit unsrer Reden und Handlungen in Absicht der Zeiten und Umstände zu sprechen. Die Griechen nennen dieses εὐταξία, in einer andern Bedeutung des Wortes, als diejenige ist, wenn wir es durch modestia, d. i. Mäßi-

gung übersetzen. Sie verstehen darunter die Beobachtung der Ordnung in Absicht der Zeit und der Umstände. Die Mäßigung also, um diesen Ausdruck beyzubehalten, ist nach der Erklärung der Stoiker nichts anders, als eine Fertigkeit unsre Reden und Handlungen an der rechten Stelle anzubringen. In so fern sind Ordnung und Stellung Worte, deren Begriffe in einander fliessen. Denn Ordnung nennen sie die Anreihung der Handlungen an die für sie passende Stelle. Und eben sie verstehen unter der Stelle, die gelegene Zeit. Diese gelegene Zeit ist es, was die Griechen ἐυκαιρία, die Lateiner occasio nennen. Sonach ist die Mäßigung in dem vorhin bestimmten Sinne des Wortes nichts anders, als eine Fertigkeit, zu jeder Handlung die gelegene Zeit zu bestimmen. Diese Erklärung scheint auch auf die Klugheit zu passen, von welcher ich oben gehandelt habe. Hier aber ist von der Mäßigung, von der Selbstbeherrschung und ähnlichen Tugenden die Rede. Was die Klugheit angeht, davon habe ich an seinem Orte geredet. Hier aber habe ich von dem-

jenigen zu sprechen, was das Gefühl des Wohlanständigen, und die Achtung für diejenigen erfodert, mit welchen wir leben. Die Ordnung in unsern Handlungen muß nun so beschaffen seyn, daß unser ganzes Betragen an Zusammenhang und Uebereinstimmung einer wohlüberdachten Rede gleiche. So würde es zum Beyspiel ein Uebelstand seyn, welcher allen Tadel verdiente, bey einem ernsthaften Geschäfte, wie beym fröhlichen Gastmale, Scherze und schlüpfrige Reden vorbringen zu wollen. Sehr verdient war daher die Erinnerung, welche Perikles dem Sophokles gab, mit welchem er das Commando bey der Flotte theilte. Als sie einst ihrer gemeinschaftlichen Pflicht wegen beysammen waren, und gerade ein schöner Jüngling vorbeygieng, sagte Sophokles: O Perikles, sieh einmal den schönen Knaben! „Ein Prätor, mein Sophokles, gab dieser zur Antwort, muß nicht nur reine Hände, sondern auch reine Augen haben.„ Hätte Sophokles eben dieß bey einer Musterung der Athleten gesagt, so hätte er keinen Tadel verdient. So viel kömmt auf Zeit

und Umstände an. Eben so wenig würde ein Sachwalter zu tadeln seyn, wenn er auf einer Reise, oder bey einem Spatziergange, sich auf seine Rede vorbereiten, oder sonst ernsthaften Betrachtungen nachhängen würde. Thut er es aber bey einem Gastmale, so wird er für einen Mann gehalten, welcher die Zeiten nicht zu unterscheiden, noch zu leben weiß. Zwar was die wichtigern Verstöße gegen die gute Lebensart betrift, als zum Beyspiel, wenn man auf offener Strasse sänge, und was dergleichen Ungereimtheiten mehr sind, so fallen diese allzuleicht auf, als daß sie einer ausdrücklichen Warnung oder Erinnerung bedürften. Hingegen müssen wir gegen die kleinern Unschicklichkeiten, welche nicht leicht von jedem bemerkt werden, um so viel sorgfältiger auf der Hut seyn. So wie ein Kenner jeden kleinsten Mißton des Saitenspieles oder der Flöte bemerkt, eben so müssen wir auch in unserm Betragen jeden kleinsten Mißklang zu verhüten suchen, und zwar um so viel geflissener, um wie viel schöner und vollkommner die Harmonie der Handlungen ist, als der Töne.

41. Das Ohr eines Kenners sagte ich, wird in der Musik jeden noch so kleinen Mißlaut empfinden: und eben so werden wir bey einer strengen und genauen Aufmerksamkeit auf moralische Fehler oft in unbedeutenden Dingen Stoff zu wichtigen Bemerkungen finden. Der Blick der Augen, ruhige oder angestrengte Augenbraunen, das Lachen, Reden, Schweigen, die Erhebung oder Senkung der Stimme, und hundert ähnliche Dinge werden uns das Schickliche, wie das Unschickliche und Unnatürliche, welches darinn liegt, ohne Mühe bemerken lassen. In dieser Rücksicht wird es nicht undienlich seyn, auf die Bedeutsamkeit aller dieser Zeichen an andern aufmerksam zu seyn, um vor dem, was ihnen übel steht, uns selber zu hüten. Denn gewiß ists, wie es auch zugehen mag, daß wir alles Fehlerhafte an andern leichter wahrnehmen, als an uns selbst. Daher werden auch Schüler ihre Fehler allemal am leichtesten ablegen, wenn der Lehrer in dieser Absicht sie nachmacht. In zweifelhaften Fällen, wo wir unschlüßig sind, was das beßre sey, werden wir wohl daran

thun, wenn wir uns an aufgeklärte Männer, oder auch an Leute von Erfahrung wenden, um ihr Gutachten über das, was die Pflicht erfodre, einzuholen. Denn in den meisten Fällen werden die mehrern Stimmen für das entscheiden, worauf die Natur sie leitet. Doch hat man nicht bloß auf das zu sehen, was sie sagen, sondern auch, was sie denken, und auf die Gründe warum sie so denken. Wir müssen es in dieser Rücksicht machen, wie die Mahler, Bildhauer, und Dichter, welche ihre Werke dem Publikum zur Beurtheilung vorlegen, um das, was von mehrern getadelt wird, zu verbessern. So wie sie für sich selbst, und mit andern das, was daran fehlerhaft ist, aufsuchen, eben so soll uns auch das Urtheil andrer Menschen bestimmen, manches zu thun, oder nicht zu thun, zu ändern, oder zu verbessern. Was die bürgerlichen Gewohnheiten und Gebräuche betrift, so habe ich darüber keine Vorschriften zu geben: denn diese sind selber Vorschriften. Und wenn auch zuweilen ein Sokrates oder ein Aristipp in ihren Handlungen oder Reden sich darüber weg-

gesetzt haben, so darf darum nicht auch jeder andre sich es beygehen lassen, sich eben so viel für erlaubt zu halten. Nur die großen und außerordentlichen Vorzüge dieser Männer konnten sie berechtigen, auf ein solches Vorrecht Ansprüche zu machen. Unerträglich ist die Denkungsart der Cyniker über diesen Punkt. Denn sie streitet geradezu gegen das Gefühl des Wohlanständigen, ohne welches weder Vernunftmäßigkeit noch Moralität Statt findet. — Männern, deren Leben sich durch tugendhafte und große Handlungen auszeichnet, welche es mit dem Staate wohl meynen, sich um denselben verdient gemacht haben, oder noch machen, sind wir eben so wohl unsre Hochachtung und Verehrung schuldig, als denen, welche mit Aemtern und Würden bekleidet sind. Eben so gebührt es sich auch, daß wir dem Alter mit Achtung begegnen, die Vorrechte der Regenten anerkennen, zwischen Bürgern und Fremden einen Unterschied machen, und unter den leztern auch denjenigen, welcher in Angelegenheiten seines Staates gekommen ist, von dem Privatmann

unterscheiden. Mit einem Worte, um nicht zu sehr ins Detal zu gehen, wir müssen die gesellschaftliche Verbindung der Menschen und jedes Verhältniß derselben in Acht nehmen, und demselben gemäß leben.

42. In Absicht der Künste und Gewerbe frägt es sich, welche für anständig, und welche im Gegentheil für unedel und niedrig zu halten seyen. Hierüber hat man seit jeher also geurtheilt. Fürs erste mißfällt jede Art von Erwerb, wodurch man andern verhaßt wird; wie zum Beyspiel die Zolleinnehmer und Wucherer. Ferner ist die Begangenschaft aller Taglöhner unedel und niedrig, weil sie sich ihre Handarbeit, und nicht ihre Kunst bezahlen lassen. In der That ist auch ihr Lohn nichts anders, als der Sold ihrer Knechtschaft. Niedrig ist auch das Gewerbe derer, welche von Handelsleuten Waaren einkaufen, um sie sogleich wieder loos zu schlagen. Denn sie können unmöglich gewinnen, ohne die Waare zu übersetzen: und schändlicher ist doch nichts, als eine solche Prellerey. Auch die Handwerke sind, ohne Ausnahme, un-

LB Coburg

edel: denn wie könnte sich etwas edles mit der Handwerksbude vertragen! Am wenigsten verdienen diejenigen Gewerbe Achtung, welche für die Befriedigung des Gaumens arbeiten: wie z. B. die Fischpökler, die Fleischer, Köche, Wurster, Fischer, nach der Musterung, welche Terenz anstellt. In die nähmliche Classe gehören auch die Salbenhändler, Tänzer, und alle Arten der Spieler. Diejenigen Künste hingegen, welche vorzügliche Einsichten erfodern, oder beträchtlichen Nutzen stiften, wie z. B. die Arzneykunst, die Architectur, und die verschiednen Fächer gelehrter Kenntniße, entehren diejenigen im geringsten nicht, deren Stand und Charakter sie angemessen sind. Die Handelschaft im Kleinen ist niedrig. Wenn sie hingegen groß und weitschichtig ist, mancherley Produkte aus fernen Ländern herbeyführt, und ohne schlechte Kunstgriffe in Umlauf bringt, so ist sie eben nicht zu verwerfen. Allen Beyfall verdient sie, wenn sie durch den Gewinn gesättigt, oder vielmehr mit dem Erworbenen zufrieden, so wie vorhin öfter aus der See in den Hafen, zu-

letzt nun aus dem Hafen nach den ländlichen Besitzungen sich zurückzieht. Unter allen Arten des Erwerbes ist keine besser, keine ergiebiger, keine angenehmer, und keine eines freygebohrnen Mannes würdiger als die Landwirthschaft. Ich habe davon in meinem Cato ausführlicher gehandelt, und überlasse es dir, das, was hier darüber gesagt werden könnte, von dorther zu ergänzen.

43. Ich glaube nun hinlänglich gezeigt zu haben, wie die Pflichten aus den angezeigten Quellen der Moralität hergeleitet werden müssen. — Oefters eräugnet sich der Fall, daß man die verschiednen Arten des moralisch Guten auf die Wagschale legen, und mit einander vergleichen muß, um zu bestimmen, welche vor der andern den Vorzug verdiene. Diesen Theil hat Panätius völlig übergangen. Da indessen die Moralität überhaupt aus vier Quellen herfließt, wovon die erste auf der Erkenntniß der Wahrheit, die zweyte auf der gesellschaftlichen Verbindung, die dritte auf der Seelengröße, die vierte endlich auf der Mäßigung beruhet, so

so müßen bey der Auswahl der Pflichten öfters diese Theile unter einander verglichen werden. Hierbey wird es sich zeigen, daß diejenigen Pflichten, welche aus der gesellschaftlichen Verbindung entspringen, mit der Natur des Menschen näher verwandt sind, als diejenigen, zu welchen uns der Trieb nach Erkenntniß der Wahrheit verbindet. Ein klarer Beweis hiervon ist dieser, daß ein Weiser, wenn er sich in dem Falle befände, mit allen Bequemlichkeiten reichlich versehen, jeden des Erkennens würdigen Gegenstand mit der größten Musse betrachten und untersuchen zu können, dabey aber in einer Einsamkeit leben müßte, worinn er keinen Menschen fände, einem solchen Leben den Tod vorziehen würde. Selbst jene Weisheit, welche vor allen andern Kenntnissen den Rang behauptet — ich meyne das, was die Griechen σοφία nennen, nicht aber die von jener ganz verschiedene Klugheit, welche bey den Griechen φρόνησις heisset, und worunter man die Wissenschaft derjenigen Dinge versteht, welche man begehren oder vermeiden soll — jene Weisheit, sage ich, welche den

Rang vor allen Tugenden hat, was anders ist sie, als die Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge, welche die Verbindung der Götter und Menschen, und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse umfaßt? Und hat nun diese Weisheit den Rang, wie sie ihn ohne Widerrede hat, so müssen ihn auch die Pflichten haben, welche aus der gesellschaftlichen Verbindung entspringen. Denn die Kenntniß und Erforschung der Natur bleibt mangelhaft und unvollkommen, so lange sie nicht in Handlung übergeht. Diese Handlung aber äußert sich vornehmlich in der Beföderung menschlicher Glückseligkeit; und folglich bezieht sie sich auf die gesellschaftliche Verbindung der Menschen. Daher hat diese ebenfalls den Rang vor der speculativen Erkenntniß. Dieß wird auch jeder edelste und beste Mensch durch sein Urtheil und seine Handlungen bestätigen. Oder welcher noch so leidenschaftliche Liebhaber der Naturwissenschaft würde nicht, wenn er gerade bey der Untersuchung der wissenswürdigsten Gegenstände die Nachricht von

einer gefahrvollen und mißlichen Lage seines Vaterlandes vernähme, alles angefangene bey Seite legen, und im Stiche lassen, um demselben wofern es in seiner Macht stühnde, Hülfe zu leisten, gesetzt auch, daß er gehoft hätte, die Sternen berechnen, oder die Größe der Welt ausmessen zu können? Das nähmliche würde er auch wohl für seinen Vater, oder für seinen Freund thun, wenn ihr Nutzen oder eine Gefahr es erheischte. Es ist also klar, daß die Pflichten der Gerechtigkeit vor den Geschäften und Pflichten der speculativen Erkenntniß den Vorzug haben. Denn der Zweck derselben ist die Beföderung menschlicher Glückseligkeit, welcher wir alles andere nachsetzen müssen.

44. Selbst diejenigen, deren Bemühungen, und deren ganzes Leben den Wissenschaften gewidmet war, haben sich dadurch dem Glücke und dem Nutzen andrer Menschen nicht entzogen. Viele haben durch ihren Unterricht manche zu beßern und nützlicheren Bürgern für ihren Staat gebildet, wie zum Beyspiel der Py-

thagoreer Lysis den Epaminondas von Thebe, Plato den Dion von Syracus, um von vielen andern nichts zu sagen. Ich selbst muß die Dienste, welche ich allenfalls dem Staate geleistet habe, einzig auf Rechnung meiner Lehrer und der wissenschaftlichen Kenntniße schreiben, welche ich eingesammelt habe. Und nicht nur unterrichtet und bildet der Gelehrte bey Lebzeiten, und durch unmittelbare Thätigkeit lernensbegierige Schüler, er thut eben dasselbe in schriftlichen Denkmalen auch nach seinem Tode. In der That ist kein Theil der Gesetzgebung, der Sittenlehre, der Politik von solchen Männern unbearbeitet geblieben. Ihre Muße möchte man sagen, haben sie ganz dem Nutzen der Geschäftsmänner geweyhet. Folglich ist es vornehmlich der Nutzen andrer Menschen, zu welchem die Freunde der Gelehrsamkeit und der Erkenntniß mit ihren Einsichten und Talenten wuchern. In so fern ist die Gabe eines guten Ausdruckes, verbnnden mit richtigen Einsichten, mehr werth, als der größte Scharfsinn ohne Beredsamkeit: denn das Denken treibt in seinem

eignen Kreise herum, da hingegen die Beredsamkeit auf das Wohl der Gesellschaft Einfluß hat. Und so wie die Bienen sich nicht in Schwärme vereinigen, um sich Zellen zu bauen, sondern im Gegentheil die Zellen bauen, weil sie von Natur gesellig sind, eben so verhält es sich mit den Menschen. Eben dieser Trieb des geselligen Lebens, der bey ihnen noch stärker ist, spannt ihren Verstand und ihre Kräfte zur Thätigkeit. Wenn also die Erkenntniß nicht mit der Sorge für das Wohl der Gesellschaft verbunden ist, so ist sie ausschliessend uud unfruchtbar. Eben so ist auch die Seelenstärke, ausser der Verbindung mit dem Wohl der menschlichen Gesellschaft, nichts anders, als thierische Wildheit, und gefühllose Rohigkeit. Unstreitig haben also die Pflichten des gesellschaftlichen Lebens vor den Pflichten der Erkenntniß den Vorzug. — Ein irriger Wahn ist es, was einige behaupten, daß die Noth, und die Unmöglichkeit, ohne den Beystand andrer sich die Bedürfnisse des Lebens verschaffen zu können, die Menschen bewogen habe, in eine Gesellschaft zusammen zu treten.

Nach der Meynung dieser Leute, würde jeder beßte Kopf, wofern er seine Nahrung und seine übrigen Bedürfnisse sich, so zu sagen, durch den Schlag eines Zauberstabes herbeyschaffen könnte, mit Hintansetzung jedes andern Geschäftes, sich ganz in die Betrachtung und Untersuchung wissenschaftlicher Gegenstände werfen. Weit gefehlt! Im Gegentheil würde er das einsame Leben meiden, und sich nach einem Theilnehmer seiner Beschäftigung umsehen. Er wurde bald lehren, bald lernen, bald zuhören, und bald sprechen wollen. Es bleibt also ausgemacht, daß die Pflichten, welche die Verbindung der Menschen und das Wohl der Gesellschaft uns auflegt, denjenigen vorgehen, zu welchen der Trieb nach Erkenntniß uns verbindet.

45. Hier könnte man noch fragen, ob die Pflichten der gesellschaftlichen Verbindung, welche so tief in der menschlichen Natur gegründet sind, auch den Vorzug vor den Pflichten der Mäßigung und Regelmäßigkeit haben sollen. Diese Frage beantwortete ich mit nein. Denn es lassen sich Handlungen gedenken, welche so

häßlich, oder so schändlich sind, daß sie ein tugendhafter Mann auch dann nicht begehen würde, wenn er sein Vaterland dadurch retten könnte. Posidonius führt eine Menge solcher Fälle an; aber einige derselben sind so häßlich, so abscheulich, daß sie sich mit Anstand auch nicht einmal sagen lassen. Dergleichen Handlungen wird also, wie gesagt, kein tugendhafter Mann um des Staates willen begehen, noch auch der Staat sie von ihm verlangen. Allein zum guten Glücke läßt sich auch kein Fall gedenken, worinn dem Staate mit solchen Handlungen von einem tugendhaften Manne gedient seyn könnte. Sonach bleibt es ausgemacht, daß bey einer Vergleichung der Pflichten diejenigen den Vorzug haben, welche aus der gesellschaftlichen Verbindung der Menschen entspringen. Denn Erkenntniß und Einsicht haben das vernünftige Handeln zum Ziel: folglich hat dieses vor jenen den Vorzug. Mehr will ich über diese Materie nicht sagen. Denn ich glaube nun den Leser auf den Weg gestellt zu haben, um in jedem Collisionsfalle, ohne grosse Schwierigkeit bestim-

men zu können, welche Pflicht die wichtigere sey. Aber auch die gesellschaftliche Verbindung hat ihre Stufen, welche die Rangordnung der Pflichten bestimmt. Den ersten Rang haben die Pflichten gegen die unsterblichen Götter: den zweyten, gegen das Vaterland: den dritten, gegen die Eltern, und so stufenweise die übrigen. Aus dieser kurzen Untersuchung erhellet also, daß man nicht nur zu überlegen habe, ob eine Handlung moralisch gut oder schlecht, sondern auch, welche von zwey guten Handlungen die beßre sey: ein Punkt, welchen Panätius, wie ich oben sagte, übergangen hat. Ich schreite nun zu dem folgenden Hauptstücke fort.

Von den Pflichten

Zweytes Buch.

1. In dem vorhergehenden Buche, mein Sohn! glaube ich hinlänglich gezeigt zu haben, wie die Pflichten von der Natur des moralisch Guten, und aus den verschiedenen Quellen der Tugend abfliessen. Jetzo werde ich von denjenigen Pflichten handeln, welche auf die Bedürfnisse des Lebens, auf unsre Verbindung mit Freunden und Clienten, und auf den äussern Wohlstand Beziehung haben. Hier kommen, wie ich schon oben erinnert habe, folgende Fragen vor; was nützlich, was im Gegentheile schädlich, ferner, welches von mehrern nützlichen Dingen das nützlichere, und welches das nützlichste sey. Dieß ists, was ich hier abzuhandeln gedenke: vorher aber muß ich ein Paar Worte von meinem Vorhaben überhaupt, und von der Auswahl meiner Beschäftigung vorangehen lassen. Denn wiewohl meine Schriften bey mehrern meiner Mitbürger nicht allein die Lust zum Lesen, sondern auch zum Schreiben rege gemacht haben, so muß ich dennoch besorgen, daß gewiße gute Männer, denen schon der bloße Nahme der Philosophie zuwider seyn

mögte, sich darüber verwundern, daß ich so viel Zeit und Mühe auf diese Wissenschaft verwende. Diesen muß ich sagen, daß, so lange der Staat unter der Vorsorge derjenigen stuhnde, denen er sich selbst anvertraut hatte, all mein Nachdenken und meine Bemühungen demselben gewidmet waren. Nachdem aber die Uebermacht eines einzigen Mannes sich alles unterwürfig gemacht hatte, und weder Rath noch Einfluß mehr Statt fand: nachdem auch überdieß jene großen Männer, mit welchen ich zur Beschützung des Staates gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, mir entrissen waren, so wollte ich mich weder dem Gramm überlassen, der, wofern ich nicht dagegen gekämpft hätte, mich in kurzem aufreiben mußte, noch auch sinnlichen Zerstreuungen nachhängen, welche einen Mann von Kenntnissen übel kleiden. Und o mögte nur der Staat auf demjenigen Punkte, den er für einmal wieder erreicht hatte, geblieben, und nicht in die Hände solcher Leute gerathen seyn, welche mehr die Absicht hatten, ihn zu Grunde zu richten, als zu verändern! Alsdenn würde

ich, wie ehedem, da der Staat noch aufrecht stand, mehr handeln als schreiben, und Falls ich schriebe, eher meine öffentlichen Reden, wie vormals, als dergleichen Schriften ausarbeiten. Nachdem aber der Staat, dem sonst alle meine Bemühungen und mein Nachdenken geweyhet war, seine Existenz verloren hatte, so verstummte zugleich die Stimme des Redners im Gerichtshofe, und in dem Senat. Da nun mein Geist nicht unthätig seyn konnte, so hielt ich es für das anständigste Mittel, meinen Unmuth zu bekämpfen, wenn ich zu dem Studium der Philosophie zurückkehrte, womit ich in meinen frühern Jahren beschäftigt war. In der That hatte ich in meiner Jugend auf die Erlernung derselben viele Zeit verwendet; seit dem ich aber anfieng, mich der öffentlichen Geschäfte anzunehmen, und meine Kräfte ganz dem Staat zu weyhen; so konnte ich der Philosophie nur diejenige Zeit schenken, welche die Angelegenheiten meiner Freunde, und des Vaterlandes mir übrig ließen: und dieß ward alles auf die Lectur verwendet; zum Schreiben hatte ich keine Musse.

2. Diesen Vortheil habe ich also doch wenigstens von dem harten Mißgeschick, das uns betroffen hat, gezogen, daß ich in den Stand gesetzt ward, durch meine Schriften Kenntnisse zu verbreiten, welche zur Zeit noch meinen Landesleuten wenig bekannt sind, und doch so sehr verdienten, es zu seyn. Denn bey allen Göttern! was ist wünschenswerther, was herrlicher als Weisheit? was dem Menschen besser? was seiner würdiger? Und nach dieser streben, das heißt philosophieren. Denn die Philosophie, wenn man auf die Bedeutung des Wortes zurückgeht, ist nichts anders, als das Streben nach Weisheit. Und Weisheit ist, nach der Erklärung der alten Weltweisen, nichts anders, als die Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge, sammt ihren Gründen. Wer das Streben nach dieser tadeln kann, von dem wüßte ich in der That nicht, was er lobenswerth finden könnte. Denn wenn man auf das Vergnügen und auf eine Erholung des Geistes Rücksicht nehmen will, wo fände sich etwas, das mit der Beschäftigung derjenigen in Vergleichung käme,

deren Untersuchungen einzig und allein die Glückseligkeit des Lebens zum Ziel und Zweck haben? Oder wenn unser Augenmerk auf Tugend, und vernunftmäßige Uebereinstimmung des Betragens gerichtet ist, so sind die Regeln, welche dazu führen können, entweder hier zu suchen, oder man findet sie nirgends. Und sagen zu wollen, daß Dinge von solcher Wichtigkeit keine Regeln haben, da jedes noch so unbedeutende Geschäft seine Regeln hat, das hieße, nicht wissen, was man sagt, und in einem höchstbedeutenden Irrthum stecken. Wenn aber die Tugend ihre Grundsätze und Regeln hat, wo anders wird man sie suchen müssen, als gerade bey diesem Fache von Kenntnissen? Jedoch hiervon habe ich ausführlicher in einer andern Schrift gehandelt, welche eigentlich zur Empfehlung der Philosophie geschrieben ist. Hier geht meine Absicht nur dahin, Rechenschaft zu geben, weswegen ich, nachdem meine politische Thätigkeit gehemmt war, gerade diese Beschäftigung gewählt habe. Uebrigens giebt es Männer, und zwar einsichtsvolle und gelehrte Män-

ner, welche die Frage aufwerfen, wie es sich wohl mit meinem Systeme vereinigen lasse, daß ich, der ich keine Zuverläßigkeit der Erkenntniß annehme, dessen ungeachtet verschiedne Gegenstände abgehandelt habe, und gerade jetzo es auf mich nehme, über die Pflichten bestimmte Lehren zu ertheilen. Ich wünschte sehr, daß diese Männer über das System der Akademiker vollkommen unterrichtet wären. In der That hat es mit uns lange nicht die Meynung, als ob wir in stetem Zweifel schwankten, und keinen Punkt hätten, an dem wir uns halten könnten. Denn was würde am Ende aus unsrer Vernunft, oder vielmehr aus unserm Leben werden, wenn wir nicht nur alle Gründe der Erkenntniß, sondern auch eines vernunftmäßigen Betragens schlechtweg läugneten? Nein: Sondern statt mit andern Weltweisen, die einen Dinge für ausgemacht, die andern für zweifelhaft zu erklären, behaupten wir vielmehr, daß die einen wahrscheinlich, die andern unwahrscheinlich seyen. Und was sollte mich nun hindern, das, was ich wahrscheinlich finde, mir

zum Leitfaden zu nehmen, und das Unwahrscheinliche zu verwerfen? was hindern, alle Dreistigkeit im Absprechen zu vermeiden, und mich so vor einer Uebereilung zu verwahren, welche sich von der Weisheit so sehr entfernt? Daß aber die Akademiker jede Behauptung widerlegen, das thun sie deswegen, weil das Wahrscheinliche erst dann auffallend wird, wenn man die verschiednen Partheyen verhört und ihre Gründe verglichen hat. Doch diesen Punkt glaube ich in meinen Büchern von dem akademischen Lehrgebäude mit befriedigender Sorgfalt ins Licht gesetzt zu haben. Was dich betrift, mein Sohn, so weiß ich wohl, daß gerade jetzo das Studium eines der ältesten und berühmtesten Lehrgebäude deine Beschäftigung ausmacht, wobey Cratippus dir die Hand bietet, ein Mann, der mit den Stiftern dieses vortreflichen Systems auf Einer Linie steht. Nichts desto weniger glaubte ich, auch mit dem unsrigen, welches mit jenem so nahe verwandt ist, dich bekannt machen zu müssen. Und nun komme ich zur Sache selbst.

3. Ich habe fünf Quellen angegeben, aus welchen die Pflichten hergeleitet werden. Zwey derselben bestehen in dem Wohlanständigen und moralisch Schönen. Zwey andre betreffen die Bequemlichkeiten des Lebens, unsre ökonomische Lage, und unsre Verbindung mit Freunden und Clienten: die fünfte endlich die Auswahl der Pflicht, wenn die vorhin genannten Stücke mit einander in Collision gerathen. Denjenigen Theil, welcher das moralisch Schöne enthält, habe ich abgehandelt: und ich wünsche, daß du mit diesem dich vorzüglich bekannt machen mögest. Jetzo komme ich auf das, was man eigentlich das Nützliche nennt. Und hier bemerke ich gleich Anfangs, daß man durch eine Verirrung und Abweichung von dem wahren Begriffe allmälig dahin gekommen ist, das moralisch Gute und Schöne von dem Nützlichen zu trennen, und zu behaupten, daß etwas moralisch gut seyn könne, ohne nützlich zu seyn, und so umgekehrt — ein Irrthum, der für das gesellschaftliche Leben im höchsten Grade verderblich ist. Im Gegentheil

haben

haben Philosophen von vorzüglichem Ansehen, so wie es Männern von strengen Grundsätzen und richtigem Gefühle zukam, diese drey Begriffe, welche ihrer Natur nach in Eines zusammen fliessen, nie anders als in der Abstraction getrennt. Was gerecht ist, das war nach ihrer Meynung auch nützlich, und was moralisch gut ist, gerecht: und diesem zufolge muß das moralisch Gute auch nützlich seyn. Dagegen bewundern diejenigen, denen es an geläuterten Begriffen hierüber fehlt, nicht selten pfiffige Schlauköpfe, und nennen das Weisheit, was nichts anders ist, als Arglist. Diesen Irrthum sollte man mit allem Ernste auszurotten, und jedermann zu überzeugen suchen, daß weder Betrug noch Arglist, sondern einzig redliche Gesinnungen und gerechte Handlungen jeden zu seinem Ziele führen können. — Um nun zur Sache selbst zu kommen, so sind diejenigen Wesen, welche zum Unterhalte der Menschen dienen, von zweyerley Art. Entweder sind es leblose Dinge, wie zum Beyspiel Gold, Silber, die

Produkte des Erdbodens, und was dergleichen mehr ist; oder es sind lebendige Wesen, die ihre Triebe und Neigungen haben. Die letztern sind hinwieder entweder vernünftig, oder vernunftlos. Unter die vernunftlosen zähle ich Pferde, Ochsen, und die übrigen Thiere, von deren Verrichtungen das menschliche Leben Nutzen und Vortheil zieht. Die vernünftigen Wesen haben ebenfalls zwey Classen; die Götter, und die Menschen. Der Gnade der Götter versichern wir uns durch Religiosität und Unschuld des Lebens. Nächst den Göttern, und unmittelbar nach ihnen, sind es die Menschen, von welchen der Mensch die wichtigsten Vortheile zieht. Die nähmliche Eintheilung findet auch in Absicht derjenigen Wesen Statt, welche uns nachtheilig und schädlich sind. Zwar machen die Götter hier eine Ausnahme, denn von ihnen läßt es sich nicht gedenken, daß sie jemandem schaden: und folglich ist es der Mensch, von welchem man glaubt, daß er dem Menschen am meisten schade. Uebrigens sind auch diejenigen Vortheile, welche wir von der Classe der leblosen Dinge ziehen, größten-

theils eine Wirkung menschlicher Kräfte; und wir würden ohne Kunst und Arbeit weder sie besitzen, noch auch ohne menschliche Hilfe davon Gebrauch machen können. Weder die Wartung der Gesundheit, noch die Schiffahrt, noch der Feldbau, noch die Einsammlung und Aufbewahrung des Getreydes und der übrigen Früchte würde ohne den Beystand unsrer Mitmenschen von Statten gehen: und eben so wenig wäre die Ausfuhr des Ueberflusses, und die Einfuhr fremder Produkte ohne menschliche Dienste möglich. So könnten endlich die Steine, deren Gebrauch uns so unentbehrlich ist, nicht aus der Erde gebrochen,

Kein Eisen, und kein Erzt, kein Gold, kein Silber,
Das tief der Erde Schoos versteckt,

ohne die Arbeit fremder Hände hervorgegraben werden.

4. Wie wären ferner die Menschen dazu gekommen, durch Wohnungen die Strenge der Kälte von sich abzuhalten, oder die Beschwerlichkeit der Hitze zu mindern, oder wie hätten sie sich in der Folge helfen können, nachdem ihre Wohnungen durch Sturm, Erderschütterungen,

oder Baufälligkeit zerstört wurden, wofern nicht das gesellschaftliche Leben sie darauf geführt hätte, auch in dieser Rücksicht den Beystand ihrer Mitmenschen zu suchen? Noch mehr. Wie hätten ohne menschliche Hilfe Wasserleitungen gebaut, Flüsse abgeleitet, Fluren gewässert, Ströme durch Dämme gehemmt, und künstliche Seehafen zu Stande gebracht werden können? Aus diesem allem, und noch so vielem andern erhellet deutlich, daß aller Genuß und Vortheil, den wir von leblosen Dingen ziehen, ohne menschliche Kunst und Hilfe für uns verloren seyn würde. Welche Vortheile und Bequemlichkeiten könnten wir ferner ohne den Beystand andrer Menschen von den Thieren ziehen? Unstreitig waren es Menschen, welche den Gebrauch, den man von jedem Thiere machen könnte, zuerst entdeckten; und Menschen sind es, ohne welche wir auf die jetzige Stunde die Thiere weder weyden, noch zähmen, noch schützen, noch zur gelegenen Zeit von denselben Gebrauch machen könnten: Menschen sind es endlich, welche die schädlichen Thiere tödten, und die nützlichen fangen. Soll ich noch von den

mannigfaltigen Künsten reden, ohne welche das menschliche Leben unmöglich bestehen konnte? Woher käme Hilfe für den Kranken, woher Ergötzung für die Gesunden, wie würde es mit Nahrung und Unterhalt aussehen, wenn nicht so mancherley Künste uns zu Statten kämen? Diese Künste sind es, welche das menschliche Leben veredeln, und in Vergleichung mit der Nahrung und der ganzen Lebensart der Thiere einen so auffallenden Abstand bewirken. Eben so wenig hätten ohne die Vereinigung menschlicher Kräfte Städte erbaut und bevölkert werden können — eine Veränderung, welche zugleich die Einführung von Gesetzen und Sitten, eine gleichmäßige Ausspendung der Rechte, und eine bestimmte Lebensordnung nothwendig machte. Eine Folge davon waren sanftere Empfindungen und die Entwicklung des sittlichen Gefühles, größere Sicherheit des Lebens und Eigenthums, Befriedigung der Bedürfnisse durch wechselseitige Dienste, und Austauschung sowohl als uneigennützige Verwendung unsrer Fähigkeiten und Kräfte.

5. Ich bin über diesen Punct vielleicht weit-

läufiger, als es die Sache bedarf. Denn wem leuchtet nicht die Wahrheit dessen, was Panätius ausführlich zu erweisen sucht, von selbst ein, daß ohne den Beystand andrer Menschen kein Krieger im Felde, kein Regent im Staat etwas grosses und nützliches jemals hätte zu Stande bringen können? Er führt den Themistokles, Perikles, Cyrus, Agesilaus, Alexander nach der Reyhe an, und behauptet, daß sie ohne die Hilfe andrer Menschen nimmer so grosse Thaten hätten verrichten können — alles so viele unnöthige Belege bey einer Sache, die von selbst spricht. Allein gleichwie wir den vereinigten Kräften der Menschen und ihrer Harmonie die wichtigsten Vortheile zu danken haben, so ist auf der andern Seite kein so schreckliches Uebel, welches nicht der Mensch von dem Menschen gewärtig seyn könnte. Dicäarch, ein angesehner Peripatetiker, und dabey ein vorzüglich guter Schriftsteller, hat ein Buch von den Uebeln geschrieben, welche das Menschengeschlecht verheeren. Zuerst führt er die übrigen Plagen an, wie z. B. Ueberschwemmung, Pest, Verwüstung der Länder, eine plötz-

liche und übermäßige Vermehrung von Thieren, wodurch, wie er zeigt, zuweilen ganze Völker aufgerieben wurden: alsdann berechnet er, wie ungleich größer die Zahl der Menschen sey, welche von Menschen, das ist, durch Kriege und Empörungen, als durch jedes andre Uebel umgekommen seyen. Da es also keinem Zweifel unterworfen ist, daß der Mensch von seines gleichen den größten Nutzen und Schaden gewärtig seyn kann, so behaupte ich ferner, daß es die Tugend ist, welche die Herzen gewinnt, und die Menschen geneigt macht, uns zu nützen. Alle Vortheile, welche das menschliche Leben entweder von leblosen Dingen oder von dem Gebrauche der Thiere ziehen kann, sind ein Werk des mühsamen Fleisses; hingegen ist es die Weisheit und Tugend verdienstvoller Männer, welche den Eifer unsrer Mitmenschen zur Beföderung unsers eignen Wohlstandes in volle Thätigkeit setzt. Denn die Tugend beruhet überhaupt auf dreyen Stücken. Das erste besteht in der Einsicht dessen, was in jeder Sache wahr, was echt und der Natur gemäß sey, desgleichen in Wahrnehmung der Folgen der Din-

ge, ihrer Wirkungen und Ursachen; das zweyte in der Bezähmung und vernünftigen Leitung der unregelmäßigen Gemüthsbewegungen, welche die Griechen πάϑη, und der leidenschaftlichen Triebe, welche sie ορμάς nennen; das dritte endlich, in einer gemäßigten und klugen Behandlung derjenigen, mit welchen wir in Gesellschaft leben, damit wir durch ihren Beystand sowohl unsre natürlichen Bedürfnisse vollkommen befriedigen, als auch jedes uns drohende Uebel von uns abwenden, und von denen, welche uns zu schaden trachten, diejenige Genugthuung erhalten können, welche Recht und Menschlichkeit gestatten.

6. Von den Mitteln, wodurch wir die Zuneigung andrer Menschen erwerben und derselben uns versichern können, werde ich bald nachher reden. Vorher aber muß ich eine kurze Bemerkung einschalten. Jedermann weiß, welchen Einfluß das Glück auf menschliches Wohl oder Uebel hat. Wenn es uns begünstigt, so gelangen wir in den gewünschten Port, und scheitern, wenn es uns zuwider ist. Was nun die seltneren Un-

fälle betrift, welche man dem Glücke zuschreibt, so sind diese entweder eine Wirkung lebloser Dinge: dahin rechne ich Stürme, Ungewitter, Schifbrüche, Einsturz der Häuser, Feuersbrunsten: oder sie kommen von Thieren her, die uns durch Stiche, Bisse, Anfälle verwunden oder tödten. Dergleichen Unfälle tragen sich, wie gesagt, seltner zu. Von einer andern Art sind die Niederlagen ganzer Heere, wovon wir vor kurzem drey, und zu verschiednen Zeiten mehrere eingebüßt haben; der Verlust von Feldherren, so wie neulich der Tod eines großen und in seiner Art einzigen Mannes; der Haß des großen Haufens, und die dadurch öfters bewirkte Vertreibung verdienstvoller Männer, der Ruin ihres Vermögens, ihre freywillige Entfernung: und umgekehrt, Glück, Würden, Befehlshaberstellen, Siege — dieses alles sind zwar Veränderungen, welche man dem Glücke zuschreibt, wovon aber weder die einen noch die andern ohne den Einfluß und die Begünstigung andrer Menschen erfolgen können. Dieses vorausgesetzt, will ich nun zeigen, welches die Mittel sind, die Zuneigung unsrer Mit-

menschen zu unserm Vortheile zu gewinnen, und in Thätigkeit zu setzen. Wer mich über diesen Punct zu weitläuftig findet, der erwäge die vorzügliche Wichtigkeit der Frage, und er wird mich vielleicht noch zu kurz finden. — Wenn ein Mensch zum Glücke und zur Erhebung eines andern das seinige beyträgt, so geschieht es gewöhnlich aus einem der folgenden Gründen. Entweder ist es Wohlwollen und Liebe, welche sich auf persönliche Eigenschaften gründet; oder es ist Hochachtung und Schätzung der Verdienste, welche des glänzendsten Looses würdig scheinen; oder es ist Zutrauen, und Ueberzeugung dadurch selbst zu gewinnen; oder es ist Furcht vor überlegener Macht; oder im Gegentheil Hofnung auf öffentliche Beschenkungen, dergleichen etwa Könige, und so geheißne Volksfreunde ankündigen; oder endlich förmliche Bestechung und Erkaufung, der niedrigste aller Beweggründe, gleich schändend für den, auf welchen er wirkt, und für den, der zu diesem Mittel greift. Denn es ist ein schlechtes Zeichen, wenn man dasjenige, was durch Verdienste bewirkt werden sollte, durch Geld zu

erlangen strebt. Da indeß auch dieses Mittel zuweilen nothwendig werden kann, so werde ich sagen, in wie fern man sich desselben bedienen dürfe: vorher aber will ich von den Mitteln reden, welche mehr zu billigen sind. — Eben so mancherley Gründe giebt es, aus denen man sich der Herrschaft oder der Gewalt eines andern unterwirft. Entweder ist es Zuneigung, oder es sind vorzügliche Wohlthaten, oder überwiegendes Verdienst, oder Hofnung besondrer Vortheile, oder Furcht vor gewalthätiger Unterdrückung, oder lockende Verheissungen, und Geschenke, oder endlich förmliche Bestechung, wovon wir in unserm Staate so manche Beyspiele haben.

7. Das zuverläßigste Mittel, seine Macht ungeschmälert zu erhalten, und sich darinn fest zu setzen, ist Liebe; dagegen keines so zweckwidrig als Furcht. Sehr richtig sagt daher Ennius:

Gefürchtet seyn, bringt Haß. Wer haßt, der wünscht
Dem, den er haßt, den Tod.

Daß aber keine Macht dem Haß des großen Haufens gewachsen sey, davon haben wir, wenn es je zweifelhaft gewesen wäre, unlängst ein Bey-

spiel gesehen. Zwar ist der Tod dieses Tyrannen, dessen Joch der durch die Gewalt der Waffen unterdrückte Staat trug, und es jetzo, da jener nicht mehr ist, so sehr als jemals fühlet, nicht der einzige Beweis, wie gefährlich der Haß der Menge sey: auch das ähnliche Schicksal andrer Tyrannen beweist es, wovon so selten einer einem solchen Ende entgangen ist. In der That ist die Furcht eine unzuverläßige Hüterinn für dauernde Sicherheit; da hingegen die Liebe auf immer feste Bürgschaft leistet. Zwar mag der Beherrscher eines unterdrückten Volkes sich oft zur Strenge genöthigt sehen, gleich einem Herrn, der seiner Sklaven sich anderst nicht versichern kann: allein in einem Freystaate es darauf anlegen, um gefürchtet zu seyn, das ist der größte Unsinn. Mag auch die Uebermacht des Tyrannen die Gesetze zu Boden getretten, und den Geist der Freyheit schüchtern gemacht haben — immer werden sie doch von Zeit zu Zeit sich wieder erheben, und entweder durch bedeutende Winke, oder durch die Stimmen geheimer Wahlen ihre Kraft äußern. Auch rächt die gehemmte Freyheit sich

immer empfindlicher, als diejenige, welche ununterbrochen fortdauert. Unsre Wahl falle also auf dasjenige, was in jeder Lage das beßte ist, und wobey wir in Absicht auf Sicherheit, Einfluß und Macht am beßten berathen seyn werden: das heißt, man suche nie durch Furcht auf andre zu wirken, und versichre sich ihrer Liebe. Durch dieses Mittel werden wir in besondern sowohl als öffentlichen Angelegenheiten am sichersten zu unserm Zwecke gelangen. Denn wer gefürchtet seyn will, der wird allemal diejenigen hinwieder fürchten müssen, von welchen er gefürchtet wird. Welche quälende Angst muß nicht zum Beyspiel der ältere Dionysius ausgestanden haben, da er aus Furcht vor dem Scheermesser den Bart sich mit glühenden Kohlen sengte? Und was für ein Leben mag Alexander von Pherä gehabt haben — er, welcher, wie die Geschichte sagt, so oft er seine von ihm zärtlich geliebte Gattin nach der Tafel besuchen wollte, allemal einen ausländischen, und wie die Nachricht ausdrücklich sagt, mit Thrazischen Zeichen gebrandmarkten Sklaven, mit gezogenem Degen vor sich in das Schlafzimmer

treten, und vorher noch durch einige seiner Trabanten die Schränke seiner Gattinn untersuchen, und nachsehen ließ, ob nicht etwa unter den Kleidern ein Dolch verborgen wäre. O des Elenden! der auf einen fremden gebrandmarkten Sklaven sich mehr als auf seine Gattinn verließ. In der That war sein Mißtrauen gegründet. Denn eben seine Gattinn war es, die ihn, wegen eines Verdachtes von ehlicher Untreue, umbrachte. Ueberhaupt ist keine Herrschaft so fest gegründet, daß sie beym Drange der Furcht sich in die Länge halten könnte. Einen Beweis hiervon giebt uns Phalaris, der wegen seiner Grausamkeit vorzüglich berüchtigt ist, und den keine geheime Nachstellung, wie den vorhin erwähnten Alexander, nicht wenige Verschworne, wie unsern Tyrann, sondern der Anfall des Agrigentinischen Pöbels stürzte. Haben nicht ferner die Macedonier den Demetrius verlassen, und sich einmüthig unter den Schutz des Pyrrhus begeben? Und da die Lacedämonier ihre Oberherrschaft auf eine ungerechte Weise mißbrauchten, sind nicht beynahe alle ihre Verbündeten mit einmal von ihnen ab-

getretten, und bey der Leuctrischen Niederlage müßige Zuschauer geblieben?

8. Ich belege dergleichen Wahrheiten immer lieber mit auswärtigen Beyspielen, als mit einheimischen. Dessen ungeachtet kann ich nachfolgende Bemerkung nicht unterdrücken. So lange die Herrschaft des Römischen Volkes sich auf Wohlthun und nicht auf Gewaltthätigkeiten gründete, so hatten alle Kriege den Schutz der Bundsgenossen oder die Sicherheit des Reiches zur Absicht; so waren die Kriege in ihrem Ausgang gelinde, oder, wo sie es nicht waren, da entschuldigte die Noth; so war der Senat eine Schutzwehr, und eine Zuflucht der Könige, Völker und Nationen; so suchten unsre Vorsteher und Feldherrn ihren größten Ruhm in einer gerechten Regierung der Provinzen, und in der treuen Beschützung der Bundsgenossen. In der That konnte damals Rom mehr eine Beschützerinn als eine Beherrscherinn des Erdkreises heissen. Allein von diesem Betragen und von diesen Grundsätzen sind wir schon früher allmälig abgewichen, und seit dem Siege des Sulla haben wir sie völlig verläugnet. Nachdem

man solche Grausamkeiten an Bürgern verübt hatte, so glaubte man, gegen Bundsgenossen sich alles erlauben zu dürfen. So gerecht also die Veranlassung zu diesem Kriege war, so wenig war es der Gebrauch, welchen Sulla von seinem Siege machte. Hat er doch, da er auf dem Markte die Güter rechtschaffener und reicher Männer, die doch wenigstens seine Mitbürger waren, versteigern ließ, sich erkühnt, zu sagen, daß er seine Beute verkaufe. Auf ihn kam ein andrer, der nach einem höchst sträflichen Kriege, und einem noch schändlicheren Siege, nicht etwa blos die Habseligkeiten einzelner Bürger versteigerte, sondern an ebendemselben kläglichen Schicksale ganze Provinzen und Länder Theil nehmen ließ. Zuerst wurden die auswärtigen Nationen beraubt und zu Grunde gerichtet: alsdenn ward auch, zu einem anschaulichen Beweise von dem Verfall des Römischen Reiches, Massilien im Triumphe aufgeführt, und also über eine Stadt triumphirt, ohne deren Beystand jenseits der Alpen unsre Feldherrn nie einen Triumph erfochten

ten hatten. Ich könnte noch so viele schändliche Mißhandlungen unsrer Bundsgenossen anführen, wenn dieß nicht die schändlichste wäre, welche die Sonne je gesehen hat. Freylich ist das Schicksal, welches uns nun getroffen hat, verdient. Denn hätten wir nicht so manchen andern ihre Frevelthaten ungestraft hingehen lassen, so würde wohl nimmer ein einziger Mann so viel gewagt haben — ein Mann, dessen Vermögen nur auf wenige, seine Leidenschaften auf so viele Bösewichter fortgeerbt haben. Uebrigens wird der Saame bürgerlicher Kriege so lange dauern, als es schlechte Bürger giebt, welche jener abscheulichen Versteigerung sich noch erinnern, und auf eine ähnliche hoffen. Eben der Publius Sulla, welcher damals unter der Dictatur seines Oheims über die Güter der Proscribierten den blutigen Speer geschwungen hatte, war es, welcher sechs und dreissig Jahre später, einen noch schändlichern Kauf bestand. Ein andrer, der in jener ersten Dictatur Schreiber gewesen, stieg in der letztern bis zum Quästor empor. Bey sol-

chen Aussichten wird es an bürgerlichen Kriegen niemals fehlen. In der That sind es nur die Mauern von Rom, welche noch aufrecht stehen, und auch diesen drohen lasterhafte Hände die Zerstörung: den Staat selbst haben wir völlig verloren. Und dieses Unglück, (um wieder einzulenken) kömmt einzig daher, weil wir lieber gefürchtet als geliebt seyn wollten. Wenn nun aber das Römische Volk für seine ungerechte Herrschaft so strenge büßen mußte, was für ein Loos haben denn wohl einzelne Usurpatoren zu erwarten? Aus dem Gesagten erhellet, welch eine starke Schutzwehr das Wohlwollen andrer Menschen, welch eine schwache hingegen die Furcht sey. Jetzo habe ich von den Mitteln zu sprechen, wodurch wir uns die Achtung, das Zutrauen, und die Liebe andrer Menschen am sichersten erwerben können. Zwar bedürfen wir nicht alle derselben in gleichem Grade. Unsre Lebensart muß es bestimmen, ob wir nöthig haben, von vielen, oder ob es uns genug sey, von wenigen geliebt zu seyn. Dafür haben wir also als für unser erstes und größtes Bedürfniß zu sorgen, daß es

uns an treuen Verbindungen von Freunden nicht fehle, welche uns lieben, und unsre Vorzüge schätzen. In dieser einzigen Rücksicht befinden sich die Großen mit dem gemeinen Manne ungefähr in der nähmlichen Lage, und haben dasselbe Bedürfniß. Ehre, Glanz, und Hochschätzung der Mitbürger sind nicht jedem gleich unentbehrlich: indeß wer auch dieser versichert ist, der gewinnt dadurch sehr viel, sowohl in jeder andern Absicht, als besonders in Rücksicht auf freundschaftliche Verbindungen.

9. Von der der Freundschaft habe ich in einem besondern Buche unter der Aufschrift Lälius gehandelt. Ich werde nun von der Ehre reden, wiewohl auch über diese von mir zwey Bücher vorhanden sind. Allein wegen ihres vorzüglichen Einflusses auf die wichtigern Geschäfte, kann ich diese Materie hier nicht ganz übergehen. Die vollkom̃ne Ehre im ausgedehntesten Sinne des Wortes umfaßt folgende drey Stücke: Daß wir vom Volke geliebet werden; daß wir sein Vertrauen besitzen; daß es unsern Werth zu schätzen wisse, und uns der öffentlichen Aemter würdig halte. Dit Mit-

tel hierzu zu gelangen, sind, um kurz und natürlich von der Sache zu reden, bey einzelnen Personen und beym Volke ungefähr eben dieselben. Doch giebt es noch einen besondere Weg, auf welchem wir uns, um so zu reden, in die Herzen der Menge hineinstehlen können. Zuerst werde ich von den vorhin erwähnten drey Mitteln reden, wodurch wir uns andre gewogen machen können. Das sicherste Mittel sind wirkliche Wohlthaten: indeß muß schon die bloße Neigung andern wohlzuthun, sie uns gewogen machen, wenn es uns auch allenfalls am Vermögen gebricht. Schon der Ruf und das Vorurtheil von Freygebigkeit, Mildthätigkeit, Gerechtigkeit, Redlichkeit, und allen den Tugenden, welche den Charakter des sanften, gefälligen Menschenfreundes ausmachen, erregt die Liebe des Volkes in einem vorzüglichen Grade. Denn da das moralisch Schöne und Wohlanständige an und für sich gefällt, und um seiner Natur und innern Schönheit willen alle Herzen gewinnt, da der Glanz desselben aus den eben erwähnten Tugenden besonders hervorstralet; so kann es

nicht fehlen, wir müssen diejenigen Menschen, bey welchen wir diese Vorzüge zu finden glauben, vermöge eines natürlichen Gefühles lieben. Dieß sind nun die wirksamsten Mittel sich beliebt zu machen: wiewohl es ausser diesen noch einige andre weniger bedeutende geben mag. Was nun das Vertrauen andrer Menschen betrift, so wird dieses durch zwey Mittel erworben; wenn man uns nähmlich Gerechtigkeitsliebe und eine durch Erfahrung befestigte Klugheit zutraut. Denn wir verlassen uns allemal auf diejenigen, von denen wir glauben, daß sie uns an Einsichten übertreffen, das, was begegnen wird, vorhersehen, und wenn es zum Handeln kömmt, und die Entscheidung vorgehen soll, im Stande seyen, sich gut aus der Sache zu ziehen, und einen den Umständen angemessenen Entschluß zu fassen. Denn dieß hält man für die wahre und praktische Klugheit. Uebrigens gründet sich unser Vertrauen auf gerechte und redliche, oder, welches eben so viel ist, gute Männer, auf die Ueberzeugung, daß sie von allem Betrug und Unrecht entfernt seyen. Da=

her glauben wir ihnen Glück, Vermögen, und Kinder mit völliger Sicherheit anvertrauen zu können. Von diesen beyden Tugenden ist die Gerechtigkeit das wirksamere Mittel, sich Zutrauen zu erwerben: denn sie empfiehlt ihren Mann auch ohne die Klugheit, da hingegen Klugheit ohne Gerechtigkeit niemals fähig ist Zutrauen zu erwerben. Denn je verschmitzter und gewandter einer ist, desto mehr wird er gehaßt und gefürchtet, wenn er nicht im Credit eines ehrlichen Mannes steht. Einsichten also mit Gerechtigkeitsliebe verbunden vermögen alles, um uns Zutrauen zu verschaffen: Gerechtigkeit ohne Klugheit vermag vieles; allein Klugheit ohne Gerechtigkeit nichts.

10. Da es unter allen Weltweisen eine ausgemachte Sache ist, und da ich selbst es öfters behauptet habe, daß, wer Eine Tugend besitzt, nothwendig alle besitzen müße; so mag es wohl hier ein wenig auffallen, daß ich die Tugenden trenne, und anzunehmen scheine, daß jemand weise seyn könne, ohne gerecht zu seyn. Allein etwas anders ist es, wenn man mit philoso-

phischer Bestimmtheit die Begriffe sichtet; etwas anders, wenn man sich in den Benennungen nach dem gemeinen Sprachgebrauche bequemt. Wenn ich also hier den einen tapfer, den andern gerecht, und einen dritten klug nenne, so rede ich die Sprache des gemeinen Mannes. Denn von Vorstellungsarten des Volkes läßt sich nicht anderst als in gewöhnlichen, und solchen Ausdrücken reden, welche dem Volke geläufig sind. Und dieß hat Panätius auch so gemacht. Allein zur Sache! Von den drey Stücken, welche die Ehre ausmachen, war das letzte dieses; daß man unsern Werth zu schätzen wisse, und uns der öffentlichen Aemter würdig achte. Nun schätzt und bewundert man überhaupt alles Große und Unerwartete; und so auch an einzelnen Personen, alle Vorzüge, welche unsre Erwartung übertreffen. Daher achten, rühmen wir solche Männer, an welchen wir ausserordentliche und seltene Eigenschaften zu entdecken glauben: hingegen schätzen wir diejenigen gering, und verachten sie, an welchen wir weder Verdienste, noch Geist, noch Kraft

wahrnehmen. Denn nicht alle diejenigen verachten wir, von denen wir Böses denken. Von lasterhaften, schmähsüchtigen, betrügerischen Menschen, welche die Fähigkeit haben, uns zu schaden, denken wir wohl Böses, aber wir verachten sie darum lange nicht. Also, wie gesagt, wir verachten diejenigen, welche, wie man zu sagen pflegt, weder für sich noch andre was taugen, und an welchen wir weder Kraft, noch Thätigkeit, noch Bestrebsamkeit wahrnehmen. Dagegen bewundern wir diejenigen, welche sich durch Vorzüge über die gewöhnlichen Menschen erheben, und so wohl von andern moralischen Gebrechen, als insbesondre von denjenigen Fehlern frey sind, welchen die meisten Menschen nicht leicht widerstehen können. Denn die sinnlichen Lüste, diese schmeichlerischen Tyranninnen, machen die obern Seelenkräfte von der Tugend abtrünnig: und wenn der Schmerz mit seinen Qualen droht, so zittern die meisten Menschen vor ihm. Leben, Tod, Reichthum, Armuth machen auf die Gemüther einen ausserordentlichen Eindruck. Eine erhabne und große Seele hin-

gegen, welche auf diese Güter und Uebel mit Gleichmuth herabsieht, und alles was edel und groß ist, mit leidenschaftlicher Begierde umfaßt, wen wird sie nicht nöthigen, den Glanz und die Schönheit der Tugend in ihr zu bewundern?

11. Diese Geringschätzung der äussern Dinge also wird in einem vorzüglichen Grade bewundert: und noch mehr hat die Gerechtigkeit, welche Vorzugsweise den rechtschafenen Mann macht, als etwas ausserordentliches, die Bewunderung des großen Haufens, und zwar mit Recht. Denn niemand kann durchaus gerecht seyn, wer Tod, Schmerz, Verbannung, Armuth scheut, oder die entgegengesetzten Güter höher schätzt, als das Recht. Insbesondre wird derjenige bewundert, welcher dem Gelde widerstehen kann: und wer von dieser Seite bewährt ist, von dem sagt man, daß er die Feuerprobe halte. Alle die drey oben erwähnten Punkte also, welche die öffentliche Ehre ausmachen, umfaßt die Gerechtigkeit. Sie erzeugt Liebe, weil sie andern zu nützen sucht; und aus dem nähmlichen Grunde erzeugt sie

Zutrauen. Auch Bewundrung erzeugt sie; weil sie dasjenige, wornach die meisten Menschen mit der heissesten Begierde streben, verschmäht, und gering schätzt. Meines Erachtens bedarf der Mensch in jedem Stand, und bey jeder Lebensart, der Hilfe seiner Mitmenschen: vorzüglich hat er das Bedürfniß eines vertraulichen Umganges, welchen er nicht leicht finden wird, wenn er nicht in dem Credit eines rechtschaffnen Mannes steht. Folglich ist auch demjenigen, welcher in der Einsamkeit und auf dem Lande lebt, der Ruf eines ehrlichen Mannes unentbehrlich, und zwar um so viel mehr, je weniger er sich durch fremden Beystand vor mancherley Beinträchtigungen sicher stellen kann. Und eben dieser Ruf der Ehrlichkeit, ist uns im täglichen Handel und Wandel, beym Kaufen, Verkaufen, Miethen, Vermiethen, und jeder Art von Verkehr eine unentbehrliche Sache. Dieß geht so weit, daß selbst diejenigen, welche von Uebelthaten und Verbrechen leben, unmöglich bestehn könnten, wenn sie der Gerechtigkeit völlig entsagten. Ein Räuber zum

Beyspiel, welcher einen seiner Mitgesellen bestiehlt, oder beraubt, wird selbst von seiner Bande ausgestoßen werden. Und eben so der Anführer der Bande: wenn er die Beute nicht gleich vertheilt, so werden ihn die Räuber umbringen, oder verlassen. Man sagt so gar, daß auch die Räuber ihre Gesetze haben, welche sie befolgen, und denen sie sich unterwerfen. Durch gleichmäßige Vertheilung der Beute erwarb sich der Jllyrische Räuber Bardylis, welchen man aus dem Theopompus kennet, einen mächtigen Anhang, und einen noch weit mächtigern der Lusitanier Viriathus, so daß er selbst unsre Armeen und Befehlshaber aus dem Felde schlug, bis daß ihn endlich Lälius, welcher unter dem Zunahmen des Weisen bekannt ist, als Prätor so weit herunter brachte, und dehmüthigte, daß der Sieg seinen Nachfolgern nicht schwer ward. Wenn also die Gerechtigkeit so viel vermag, daß selbst Räuber durch sie ihre Macht befestinen, und erweitern können, wie viel muß sie denn nicht in einem wohleingerichteten Staate

vermögen, wo sie von Gesetzen und Gerichten unterstützt wird?

12. Ohne Zweifel waren es die Vortheile einer gerechten Regierung, welche nicht nur die Meder, wie Herodot bemerket, sondern auch unsre Vorfahren dazu vermögen haben, Männern von vortreflichem Charakter die königliche Gewalt anzuvertrauen. Die hilflose Menge, welche sich von den Mächtigern gedrückt sah, nahm ihre Zuflucht zu einem Manne von ausgezeichneten Verdiensten. Dieser schützte die Schwächern vor Beeinträchtigung, und führte eine durchgängige Gleichheit ein, wobey die Vornehmsten und die Gemeinsten eben derselben Rechte genoßen. Der nähmliche Grund, warum die Menschen die königliche Gewalt einführten, leitete sie auch auf die Einführung der Gesetze. Immer suchte man Gleichheit der Rechte, ohne welche kein Recht möglich ist. Fand man diese bey der Rechtspflege eines einzigen gerechten und tugendhaften Mannes, so war man damit zufrieden. Fand man sie nicht, so war man auf Gesetze bedacht, welche gegen jeder-

mann immer nur eine und ebendieselbe Sprache führten. Es ist also klar, daß man zu Regenten gemeiniglich diejenigen erwählte, von deren Gerechtigkeitsliebe das Volk eine vortheilhafte Meynung hatte. Wenn man ihnen dabey noch Einsichten zutraute, so glaubte man mit solchen Regenten, so gut als möglich berathen zu seyn. — Die Gerechtigkeit verdient es also im höchsten Grade, daß wir sie schätzen, und fest an ihr halten, so wohl um ihrer selbst willen, (denn nur in so fern ist sie Gerechtigkeit) als auch um durch sie an Credit, und öffentlicher Achtung zu gewinnen. So wie es übrigens eine Kunst giebt, das Geld nicht nur zu erwerben, sondern auch so anzulegen, daß es uns an den nöthigen Einkünften, zur Bestreitung nicht blos der täglichen Bedürfnisse, sondern auch des Aufwandes, wozu uns die Ehre auffodert, niemals fehle, eben so giebt es auch eine Kunst, die öffentliche Achtung nicht nur zu erwerben, sondern auch zu wachsendem Vortheile anzulegen. Ganz vortreflich sagt Sokrates, der nächste und kürzeste Weg zur öffent-

lichen Achtung sey dieser, wenn man sich bestrebe das zu seyn, wofür man gehalten seyn mögte. In der That, wer durch Gleichsnerey, und ein leeres Gepränge, und gekünstelte Reden oder Mienen sich eine dauerhafte Achtung zu verschaffen hoft, der täuscht sich ungemein. Nur diejenige Achtung, welche sich auf Wahrheit gründet, kann Wurzel schlagen, und Schosse treiben: jeder täuschende Schein hingegen fällt, gleich den Blättern ab, und was erkünstelt ist, kann niemals Bestand haben. Ich könnte das eine wie das andre mit einer Menge von Beyspielen belegen: aber um kurz zu seyn, berufe ich mich auf eine einzige Familie. Das Lob des ältern Tiberius Gracchus wird so lange blühen, als das Andenken des römischen Staates. Seine beyden Söhne hingegen wurden bey Lebzeiten von den Gutdenkenden nicht geliebt: und jetzo zählt man sie denjenigen bey, welche einen gewaltsamen Tod verdient haben.

13. Wer also nach wahrem, dauerhaftem Ruhme trachtet, der erfülle die Pflichten der Gerechtigkeit. Worinn diese bestehen, habe ich in

dem ersten Buche gezeigt. Wiewohl es übrigens kein sichreres Mittel giebt, bey den Menschen für das gekannt zu seyn was wir sind, als wenn wir uns bestreben, dasjenige wirklich zu seyn, wofür wir gehalten seyn wollen, so finde ich doch für gut, noch einige besondre Lehren hierüber zu ertheilen. Wenn ein junger Mensch, entweder durch die Verdienste seines Vaters, (welches, wofern ich nicht irre, dein Fall ist, mein Cicero) oder durch irgend ein günstiges Eräugniß zu künftigem Ruhme und Aufsehen der Welt zum voraus empfohlen ist, so werden alle Augen auf ihn gerichtet seyn, man wird sich nach seinem Thun und Lassen genau erkundigen, und er wird in einem hellen Lichte stehen, worinn keine seiner Reden oder Handlungen unbemerkt bleiben wird. Diejenigen hingegen, welche Dunkelheit und eine niedrige Geburth vor den Augen der Menschen verhüllet, müssen sogleich bey ihrem Eintritt in das Jünglingsalter ein rühmliches Ziel ins Auge fassen, welches sie durch erlaubte Mittel zu erreichen streben. Dieß können sie mit desto festerem Muthe thun, weil

dieses Alter nicht nur von keinem Neide angefochten, sondern im Gegentheile begünstiget wird. Das erste, wodurch ein Jüngling sich rühmlich bekannt machen kann, ist, wenn er Gelegenheit findet, sich im Felde hervorzuthun. Dieß hat vormals viele gehoben; denn wir führten beynahe an Einem fort Kriege. Deine Jugend mein Cicero, fiel in einen Krieg, welcher von der einen Parthey so frevelhaft, als unglücklich von der andern geführt ward. Gleichwohl hast du dir damals, als Pompejus dir einen Flügel von der Reuterey unserer Verbündeten anvertraute, durch deine Geschicklichkeit im Reiten, und Lanzen schiessen, und durch mannhafte Erduldung aller militarischen Beschwerlichkeiten den Beyfall des großen Feldherrn sowohl, als des ganzen Heeres erworben. Freylich ist das Andenken dieses Lobes zugleich mit dem Staate verschwunden. Doch ich will nicht von dir, sondern von der Sache überhaupt reden, und verfolge also meinen Gegenstand weiter. So wie überhaupt die Werke des Geistes vor den

Arbei-

Arbeiten des Körpers den Vorzug haben: eben so wird auch hier dasjenige, wozu wir Verstand und Genie brauchen, höher geschätzt, als was nur durch körperliche Kräfte abgethan wird. — Dasjenige wodurch sich ein Jüngling zuerst empfehlen kann, ist Bescheidenheit, zärtliche Liebe für seine Eltern, und Anhänglichkeit an die Seinigen. Am leichtesten, und zwar von der vortheilhaftesten Seite, werden sich junge Leute durch den Umgang mit angesehnen, und weisen Männern bekannt machen, welche dem Staate wichtige Dienste leisten. Der gemeine Mann, welcher sie oft an der Seite solcher Männer erblickt, wird von ihnen erwarten, daß sie einst denen gleich seyn werden, welche sie sich selber zu Mustern gewählt haben. Dem Publius Rutilius traute man darum, weil er das Haus des Publius Mucius besuchte, Gerechtigkeitsliebe, und feine Kenntnisse in der Rechtsgelehrsamkeit zu. Lucius Crassus hingegen ward nicht erst durch eine fremde Empfehlung bekannt; er erwarb sich schon in seiner

frühen Jugend, durch jene merkwürdige, und ruhmvolle Anklage des Carbo ein ausgezeichnetes Lob. In einem Alter, in welchem insgemein die Vorübungen schon zum Ruhme gerechnet werden, zeigte Crassus, so wie vormals Demosthenes, daß er im Stande sey, im Gerichtshofe dasjenige auf's allerbeßte auszuführen, worauf er sich, auch damals noch zu Hause mit Ehren hätte vorbereiten können.

14. Ich habe anderswo angemerkt, daß es zwey Arten der Rede gebe, die gewöhnliche Unterredung, und den angestrengten ununterbrochenen Vortrag. Nun ist es freylich keinem Zweifel unterworfen, daß man durch den letztern mehr Aufsehen erregen kann, (denn auf ihm beruhet das, was man eigentlich Beredsamkeit nennt) dessen ungeachtet läßt es sich kaum genug sagen, wie sehr Anmuth und Leutseligkeit im Gespräche die Gemüther für uns einnimmt. Es sind noch Briefe von dreyen der klügsten Männern des Alterthums an ihre Söhne vorhanden, vom Philippus an den Alexander, vom Antipater an den Cassander, und vom Antigo-

nus an den Philippus, worinn sie ihnen die Lehre ertheilen, die Herzen der Menge durch gütige Herablassung zu gewinnen, und durch freundliche Zusprache die gemeinen Krieger für sich einzunehmen. Was nun die ununterbrochene Rede betrift, welche vor einer Menge von Zuhörern gehalten wird, so setzt diese oft eine ganze Versammlung in Bewegung. Denn ein Mann der mit Beredsamkeit und Einsichten spricht, wird ungemein bewundert: und der Zuhörer glaubt es zu fühlen, daß ein solcher Redner an Verstand und Einsichten allen andern überlegen seyn müße. Wenn aber bey einem Redner nachdrückliche Beredsamkeit mit Bescheidenheit sich vereiniget, so wird er im höchsten Grade gefallen, zumal wenn es noch ein junger Mann ist. Uebrigens giebt es mehrere Arten von Vorträgen, welche Beredsamkeit erheischen, und viele von unsern jungen Männern haben sich durch Reden vor Gericht, andre vor dem Senate rühmlich bekannt gemacht: doch findet die gerichtliche Beredsamkeit die größte Bewunderung. Diese ist von gedoppelter Art, entwe-

der Anklage, oder Vertheidigung. Obgleich nun die Vertheidigung überhaupt lobenswürdiger ist, so hat doch auch die Anklage oft Beyfall gefunden. Ich habe oben den Crassus zum Beyspiel angeführt. Marcus Antonius that in seiner Jugend ein gleiches. Auch Publius Sulpitius ward durch eine Anklage berühmt, da er den Cajus Norbanus, einen unruhigen und gefährlichen Bürger zur Verantwortung foderte. Dieß darf aber nicht oft geschehen, und wenn man es thut, so thue man es, entweder um des allgemeinen Beßten willen, wie Antonius und Sulpitius, deren ich vorhin erwähnt habe, oder aus gerechter Rache, wie die beyden Lucullen, oder zum Beßten seiner Schutzverwandten, wie ich es für die Sicilier gethan habe, und Julius für die Sarder, gegen den Marcus Albutius. Auch Lucius Fufius hat sich durch die Anklage des Manius Aquilius auf eine vortheilhafte Weise bekannt gemacht. Nur ein einziges mal also, oder wenigstens nicht oft. Wenn es irgend einen gültigen Grund giebt, es öfters zu thun, so wird es das Beßte des Staa-

tes seyn, welchen man, ohne gerechten Tadel, an seinen Feinden mehr als Einmal rächen darf. Doch hat auch dieses gewisse Schranken. Denn nur ein gefühlloser Mensch, oder besser ein Unmensch, kann es von sich erhalten, Glück oder Leben von seines gleichen öfters aufs Spiel zu setzen. Nicht nur lauft derjenige, welcher das thut, dabey selber Gefahr: er schändet auch seinen Ruf durch den verdienten Nahmen eines Anklägers. Dieß widerfuhr dem Marcus Brutus, der von einem der edelsten Geschlechter, und ein Sohn des Brutus war, welcher als einer der größten Rechtsgelehrten bekannt ist. Auch dieses muß als eine unverletzliche Pflicht beobachtet werden, daß man nie gegen einen Unschuldigen eine Capitalklage erhebe, welches allemal eine schändliche Handlung ist. Denn welche Unmenschlichkeit ist es nicht, die Beredsamkeit, welche von der Natur zum Nutzen und zur Erhaltung der Menschen bestimmt ward, zum Unglück und zum Verderben rechtschafner Männer zu mißbrauchen? So sehr man dieses zu vermeiden hat, so darf man sich doch auf der andern Seite kein Gewissen daraus

machen, mitunter auch die Vertheidigung eines Schuldigen zu übernehmen, wofern es nur nicht ein lasterhafter Bösewicht ist. Denn dafür stimmt die öffentliche Meynung; das gestattet die Gewohnheit, und entschuldigt die Menschlichkeit. Der Richter hat in allen Fällen einzig auf die Wahrheit zu sehen: der Sachwalter hingegen darf auch das Wahrscheinliche in Schutz nehmen, wenn es gleich nicht wahr ist. Ich würde, zumal in einem philosophischen Lehrbuche, diese Aeusserung kaum wagen, wenn nicht Panätius, ein Stoiker von so großem Gewichte, eben so dächte. Uebrigens sind es Vertheidigungen, wodurch man sich am meisten in Ansehen und Credit setzen kann, füraus wenn es sich fügt, daß man sich eines schwächern gegen die Nachstellungen und den Drang eines Uebermächtigen annehmen kann. Ich habe dieß sowohl für andre, als auch insbesondre für Sextus Roscius von Ameria gegen die mächtige Verfolgung des allgewaltigen Sulla in meiner Jugend gethan. Diese Rede ist, wie du weißt, in jedermanns Händen.

15. So viel von den Mitteln, wodurch junge

Leute sich einen Nahmen machen können, und von den Schranken, welche sie dabey zu beobachten haben. Ich werde nun ferner nach meinem Plane von der Wohlthätigkeit und Freygebigkeit reden. Diese ist von gedoppelter Art. Entweder sind es Dienste, oder es ist Geld, womit wir andre unterstützen. Das letztere ist leichter, zumal für einen reichen Mann: Dagegen ist jenes schöner und glänzender, und kleidet einen edeln und angesehenen Mann besser. Zwar setzen beyde Gattungen einen Hang zur Freygebigkeit, und zum Wohlthun voraus: aber die eine schöpft aus der Casse, die andre wirkt durch moralische Kräfte; und überdieß erschöpft derjenige, welcher aus seinem Vermögen freygebig ist, die Quelle der Wohlthätigkeit. Auf diese Weise zerstört die Wohlthätigkeit sich selber. Denn je mehrern man wohl gethan hat, desto wenigern kann man hinfort wohl thun. Wer hingegen durch Dienste, das heißt, durch Anwendung seiner Fähigkeiten und Kräfte wohlthätig ist, der wird erstlich, je mehrern er wohl gethan hat, desto mehrere Gehülfen zum Wohlthun finden. Ferner wird er durch

öfteres Wohlthun einen Hang, und, so zu sagen, eine Fertigkeit erwerben, andern nach Kräften nützlich zu seyn. Sehr treffende Vorwürfe macht in dieser Rücksicht Philippus seinem Sohn Alexander in einem Briefe, daß er die Zuneigung der Macedonier durch Geschenke zu erhalten trachte. „Was für ein unseliger Gedanke, so schreibt er, „hat dich auf den Wahn geführt, daß du auf „Leute rechnen dürfest, die du mit Gelde bestochen „habest? Ist dir etwa damit gedient, daß die Macedonier dich nicht als ihren König, sondern als „ihren Zahlmeister und Lieferanten ansehen?" Wohl sagt er ihren Zahlmeister und Lieferanten: Denn was könnte für einen König abschätziger seyn? Und noch treffender nennt er diese Art von Freygebigkeit eine Bestechung. Denn derjenige, welcher die Geschenke empfängt, wird dadurch schlechter, und immer mehr aufgelegt, neue Beschenkungen zu erwarten. So schreibt Philippus seinem Sohne, und diese Erinnerung sollte jedermann sich gesagt seyn lassen.— Es ist also keinem Zweifel unterworfen, daß diejenige Art von Wohlthätigkeit, welche in Dien-

sten und nützlicher Verwendung besteht, edler sey, einen größern Wirkungskreis habe, und sich auf weit mehrere Gegenstände ausdehnen könne. Indessen ist jene andre Art von Freygebigkeit nicht durchaus verwerflich. Wir müssen auch zuweilen Geschenke austheilen, müssen würdigen Gegenständen öfter mit unserm Vermögen beystehen, aber nie ohne Wahl und Maaß. Denn wie mancher hat schon durch unüberlegte Freygebigkeit sein Vermögen versplittert! Und was ist thörichter, als sich selbst ausser Stand zusetzen, etwas länger thun zu können, das man gerne thut? Zudem zieht eine solche Verschwendung gemeiniglich Raubsucht nach sich. Denn wer durch Geben sich selbst in Dürftigkeit gesetzt hat, der sieht sich zuletzt genöthigt, die Hand nach fremden Gute auszustrecken. Und so wird der, welcher durch seine Wohlthätigkeit sich in Credit zu setzen sucht, sich weniger diejenigen denen er mittheilt, geneigt, als diejenigen zu Feinden machen, welche er beraubt. Unsre Casse soll demnach weder so verschlossen seyn, daß sie sich nie zur Wohlthätigkeit öfne, noch auch jedermann

ohne Unterschied offen stehen. Man beobachte ein gewisses Maaß, und dieses werde durch unser Vermögen bestimmt. Ueberhaupt erinnre man sich stets jenes Wortes, welches der häufige Gebrauch zum Sprüchworte gemacht hat: Das Schenken hat keinen Boden. In der That: wie könnte man auch ein Ziel finden, da sowohl die, welche von uns zu empfangen gewohnt sind, als auch andre, immer etwas erwarten?

16. Ueberhaupt giebt es zwey Arten des freygebigen Aufwandes, den welchen der Verschwender, und den, welchen der wahrhaft freygebige Mann macht. Der Verschwender vergeudet das Geld durch einen Aufwand, welcher nur eine leichte Spur oder gar keine zurückläßt: dergleichen sind z. B. kostbare Gastmale, Fleischspenden, Fechterspiele, Schauspiele, Thiergefechte u. s. w. Der Freygebige hingegen kauft Gefangene von den Seeräubern los, zahlt die Schulden seiner Freunde, hilft ihnen ihre Töchter ausstatten, und unterstützt sie bey Erwerbung, oder Aeufnung ihres Vermögens. Ich muß mich daher verwundern, wie Theophrast in seinem Buche von

den Reichthümern, worinn er so viel schönes sagt, zu dem sonderbaren Einfall kömmt, von prächtigen und kostbaren Volksbeschenkungen so großes Aufheben zu machen, und einen solchen Aufwand für den beßten Genuß zu erklären, den ein Reicher von seinem Vermögen hat. Was mich betrift, so deucht mir der Genuß, welchen uns diejenige Art von Freygebigkeit verschaft, wovon ich einige Beyspiele angeführt habe, viel größer, und auch viel zuverläßiger. Weit philosophischer und gründlicher urtheilt Aristoteles, wenn er sich daran stößt, daß der unmäßige Geldaufwand, welcher zum Vergnügen des großen Haufens gemacht wird, nicht mehr auffalie. Wenn man, sagt er, bey einer Belagerung das Nößel Wasser mit einer Mine bezahlen muß, so kömmt uns das zuerst unglaublich vor, und jedermann erstaunet darüber. Bey mehrern Nachdenken aber wird uns die Sache durch die dringende Noth begreiflich. Jener ungeheure und grenzenlose Aufwand hingegen befremdet uns eben nicht sehr, ungeachtet weder einer dringenden Noth dadurch abgeholfen wird, noch das Ansehen

dessen, der ihn macht, dabey gewinnt; ungeachtet die dadurch erzielte Belustigung nur einen kurzen, unbeträchtlichen Augenblick währt, und sich hauptsächlich auf die minder achtungswerthen Classen von Menschen einschränkt; ungeachtet endlich auch bey diesen das Andenken des Vergnügens in dem Genusse selbst erstirbt. Sehr richtig urtheilt ebenderselbe, daß solche Belustigungen wohl Kindern und Weibern, und Sklaven, und Freygebohrnen von sklavischer Denkensart Vergnügen machen, daß aber kein denkender Mann, der alles nach festen Grundsätzen prüft, jemals sie gut heissen könne. Dessen ungeachtet weiß ich wohl, daß man in unserm Staate schon seit langem, und zwar von den bessern Zeiten her gewohnt ist, von den würdigsten Männern, während der Aedilität kostbare Spiele zu erwarten. So gab zum Exempel Publius Crassus, welcher der Reiche hieß, und es auch in der That war, als Aedilis sehr prächtige Spiele: und bald nach ihm zeichnete sich die Aedilität des Lucius Crassus und Quintus Mucius, eines Mannes von ungemeiner Eingezogenheit, durch die ausserordentliche Pracht

ihrer Spiele aus. Das gleiche giltet von Cajus Claudius, dem Sohne des Appius, und von vielen andern nach ihm; von den Lucullen, dem Hortensius, und Silanus. Doch übertraf, in meinem Consulate Publius Lentulus seine Vorgänger alle: und diesem that es Scaurus gleich. Aber die prächtigsten Spiele waren die, welche unser Pompejus in seinem zweyten Consulate gab. Was ich von diesem allem halte, das wirst du hinlänglich begreifen.

17. Dessen ungeachtet suche man den Verdacht des Geitzes zu vermeiden. Mamercus, ein Mann von großem Vermögen, kam in seiner Anwerbung um das Consulat nur deswegen zu kurz, weil er sich der Aedilität entzogen hatte. In zweyen Fällen also sind dergleichen Volksgeschenke nicht zu tadeln: erstlich, wenn sie das Volk verlangt, und edeldenkende Männer sie, wo nicht wünschen, doch nicht mißbilligen: nur setze man den Aufwand mit dem Vermögen ins gehörige Verhältniß, wie ich es gemacht habe: zweytens, wenn man dadurch einen wichtigen und nützlichen Zweck erreichen kann. So haben neulich die Mahlzeiten, wel-

che Orestes, unter dem Nahmen eines Zehnten, dem Volke auf ofner Strasse gab, sehr großen Credit gemacht. Auch den Marcus Sejus hat niemand getadelt, daß er in einer Theurung den Scheffel für einen As verkaufte. Er entledigte sich so von einem großen und tief eingewurzelten Hasse, durch einen Aufwand, der weder groß, noch auch zu tadeln war, weil er ihn als Aedilis machte. Meinem Freund Milo, welcher unlängst eine Bande Gladiatoren hielt, durch die er den Staat, dessen Wohl auf meinem Leben beruhte, gegen die tollkühnen Unternehmungen des Publius Clodius schützte, gereichte dieser Aufwand zu besondrer Ehre. Diese Gattung von Aufwand findet also daStatt, wo sie entweder unvermeidlich ist, oder einen wichtigen Vortheil gewährt. Aber auch dannzumal ist es am beßten, die Mittelstrasse zu halten.— Lucius Philippus, der Sohn des Quintus, ein Mann von großen Talenten, und vorzüglichem Ansehen, rühmte sich dessen oft, daß er ohne den mindesten Aufwand von dieser Art die wichtigsten Aemter im Staate erhalten hätte. Eben dieses sagte auch Cotta, und Curio: ich selbst kann mich

gewisser Maaßen des nähmlichen Glückes rühmen. Denn im Verhältnisse mit der Wichtigkeit der Aemter, welche ich (was keinem der von mir genannten Männer widerfahren ist) in dem ersten Jahre des gesetzmässigen Alters durch einstimmige Wahl erhielt, war der Aufwand, den ich als Aedilis machte, in der That unbeträchtlich. Unter die bessern Arten dieses Aufwandes gehört auch die Errichtung von Mauern, Schifswerften, Seehafen, Wasserleitungen, und aller dem Staate nützlichen Stiftungen. Zwar macht jedes Geschenk, welches so zu sagen baar in die Hand gegeben wird, einen lebhaftern Eindruck: die vorhin genannten Werke hingegen erzeugen einen dauerhaften Dank. Die Erbauung von Theatern, Gallerien, und neuen Tempeln mit Nachdruck zu tadeln, verbiethet mir die Achtung für das Andenken des Pompejus. Indeß wird auch dieser Aufwand von den gründlichsten Sittenlehrern gemißbilligt; zum Exempel, von dem Panätius, dessen Werk ich in diesen Büchern sehr oft zum Leitfaden nehme, ohne es eigentlich zu übersetzen; und vom Demetrius von Phalera, welcher den Perikles, einen der ersten

Männer Griechenlandes, dafür tadelt, daß er auf die bekannten prächtigen Propyläen eine so große Summe Geldes verwendete. Uebrigens habe ich in meinen Büchern vom Staate diese ganze Materie umständlich abgehandelt. Ueberhaupt also ist diese Art des freygebigen Aufwandes ihrer Natur nach verwerflich, aber in gewissen Umständen nothwendig: und dannzumal muß sie unserm Vermögen angemessen seyn, und die Mittelstrasse halten.

18. Was nun jene zweyte Gattung des freygebigen Aufwandes betrift, welche in wirklicher Freygebigkeit besteht, so müssen wir dabey die Verschiedenheit der Umstände in Betrachtung ziehen. In einem andern Falle befindet sich der, welchen die Noth drückt, in einem andern der, welcher, ohne im Unglücke zu seyn, seine Umstände zu verbessern sucht. Gegen Unglückliche müssen wir zur Hilfe vorzüglich bereitwillig seyn, es wäre denn, daß sie ihr Unglück verschuldet hätten. Zwar auch denjenigen dürfen wir unsre Hilfe keineswegs entziehen, welche sie verlangen, nicht um der

Noth

Noth zu entgehen, sondern um sich höher empor zu schwingen: nur muß eine sorgfältige Ueberlegung unsre Wahl auf würdige Personen lenken. Denn sehr richtig sagt Ennius:

> Die übel angelegte Wohlthat wird
> Zur Uebelthat.

Eine Wohlthat hingegen, welche einem rechtschafnen und dankbaren Manne erzeigt wird, belohnt sich nicht nur durch ihn selbst, sondern auch durch andre. Denn wohlüberlegte Freygebigkeit ist eine sehr geschätzte Tugend, welche um so viel mehrere und eifrigere Lobredner findet, weil die Güte jedes angesehnen Mannes, jedem, der es bedarf, eine allgemeine Zuflucht öfnet. Man bestrebe sich also, so viel als möglich, sich andre durch solche Wohlthaten zu verpflichten, deren Andenken sich auf Kinder und Kindeskinder fortpflanzt, und keinen Undank Statt finden läßt. Denn einen Undankbaren verfolgt der allgemeine Haß: jeder glaubt dadurch selbst zu verlieren, wenn die Freygebigkeit vom Wohlthun abgeschreckt wird, und sieht

den Undankbaren als einen gemeinschaftlichen Feind aller Dürftigen an. — Eine Art von Wohlthätigkeit, welche dem Staate selbst Nutzen bringt, ist diese, wenn man Gefangne aus der Sklaverey loskauft, und Dürftigen zum Wohlstande verhilft. Daß dieß von Männern aus der Senatorischen Classe ehmals oft geschehen sey, davon findet man in einer Rede des Crassus einen umständlichen Beweis. Diese Art von Wohlthätigkeit hat also, nach meiner Schätzung, vor den Volksgeschenken weit den Vorzug. Diese allein schickt sich für weise und große Männer: die letztre nur für Volksschmeichler, welche den leichtsinnigen Pöbel, so zu sagen, durch den Kitzel eines flüchtigen Vergnügens belustigen wollen. — So wie man übrigens im Geben großmüthig seyn soll, eben so hüte man sich im Fodern vor Härte. Im Gegentheil beweise man sich in allen Arten des Verkehrs, beym Kaufen, Verkaufen, Miethen, Vermiethen, bey Nachbarschaften und Anstößen, gegen andre billig und nachgiebig, thue oft auf gerechte Ansprüche freywillig Verzicht, und suche, so

viel es ohne Nachtheil geschehen kann, ja ich mögte sagen, mitunter auch nicht ohne Nachtheil, alle Processe zu vermeiden. Denn nicht nur ist es edel, zuweilen etwas von seinem Rechte nachzulassen; es ist auch nicht selten vortheihaft. — Bey diesem allem müssen wir sorgfältige Rechnung unsers Vermögens tragen; denn es in Verfall kommen zu lassen ist schändlich: nur vermeide man dabey den Schein einer niederträchtigen Kargheit. In der That ist dieses der schönste Genuß, welchen der Reichthum uns gewähren kann, freygebig zu seyn, ohne sein Vermögen anfzuopfern. — Mit Recht lobt Theophrast auch die Gastfreyheit. Mir wenigstens deucht es sehr schön, wenn die Häuser der Grossen angesehenen Fremden offen stehen; und es gereicht dem Staate selbst zur Ehre, wenn diese Art der Freygebigkeit in unsrer Stadt nicht vermißt wird. Ueberdieß gewinnt jeder, der durch erlaubte Mittel seinen Einfluß vergrößern will, sehr viel, wenn er bey fremden Völkern Credit und Anhänger hat. Von dem Atheni-enser Cimon berichtet uns Theophrast, daß er

gegen die Mitgenossen seiner Curie, die Laciaden, sich gastfrey bewiesen habe. Er traf Anstalten, und befahl seinen Verwaltern, jedem Laciaden, der auf seine Güter käme, alles, was er verlangte, zu reichen.

19. Was nun diejenige Gattung der Wohlthätigkeit betrift, welche in thätlichen Diensten, nicht in Geldaufwand besteht, so nützt diese so wohl dem Staate, als auch einzelnen Bürgern. Wer zum Exempel in Rechtssachen durch Anweisung, und Rathschläge andern beysteht, und durch diese Art von Kenntnissen jedermann zu nützen sucht, der wird dadurch an Credit und Einfluß ungemein gewinnen. Daher gereicht, wie so manches andre, also auch dieses unsern Vorfahren zu ungemeiner Ehre, daß sie auf die Wissenschaft und Auslegung unsrer so gut verfaßten bürgerlichen Rechte immer einen ausserordentlichen Werth gelegt haben. Vor dieser letzten Staatsverwirrung machten sich Männer vom ersten Range daraus ein vorzügliches Geschäft: gegenwärtig aber ist, so wie alle Aemter, und alle Stufen der Ehre herabgewürdiget

sind, also auch der Glanz dieser Wissenschaft erloschen. Dieß ist um so viel mehr zu bedauern, da diese Veränderung gerade in denjenigen Zeitpunkt fiel, in welchem ein Mann lebte, der allen seinen Vorgängern am Range gleich, und an Kenntnissen überlegen war. Diese Art von thätiger Dienstleistung ist also ungemein geschickt, durch Wohlthaten andre zu verpflichten, und ihren Dank zu verdienen. Mit dieser Wissenschaft ist die Beredsamkeit sehr nahe verwandt, eine Kunst, welche glänzender ist als jene, und noch mehr geschickt, uns bey andern beliebt zu machen. In der That was könnte vortreflicher seyn, als die Beredsamkeit, wir mögen dabey auf die Bewundrung der Zuhörer, oder auf die Hofnung derer, welche unsers Beystandes bedürfen, oder endlich auf den Dank derjenigen, welche wir vertheidigt haben, Rücksicht nehmen? Unsre Vorfahren haben daher unter allen Künsten des Friedens dieser den Vorrang ertheilt. Ein beredter Mann also, welcher die Arbeit nicht scheuet, und wie es bey unsern Vätern Sitte war, willig, und

unentgeltlich die gerichtliche Vertheidigung vieler Mitbürger über sich nimmt, hat den Anlaß, durch seinen wohlthätigen Beystand sich eine Menge von Menschen verbindlich zu machen. Und hier könnte ich den Verfall der Beredsamkeit, und beynahe möchte ich sagen, ihren Untergang beklagen, wenn ich nicht besorgte, daß auf meine Klagen der Schein der Selbstsucht fallen könnte. Indeß liegt es am Tage, was für Redner wir verloren haben, auf wie wenige wir in Zukunft hoffen dürfen, wie noch wenigere sich durch Talente, und wie viele hingegen sich durch nichts als Dreistigkeit auszeichnen. Da übrigens nicht jeder, auch nicht einmal viele Rechtsgelehrte, oder Redner seyn können, so kann man gleichwohl andern auf verschiedne Weise nützlich seyn, indem man sie entweder zu Aemtern empfiehlt, oder Richter und Magistratspersonen für sie gewinnt, oder für ihr Intresse wachet, oder endlich durch sein Fürwort ihnen den Rath und Beystand von Rechtsgelehrten und Sachwaltern verschaft. Wer dieses thut, der kann sich ungemein vielen Dank

erwerben, und hat ein weites Feld vor sich, worinn er seine Thätigkeit zum Nutzen andrer beschäftigen kann. Es würde überflüßig seyn, die Erinnerung beyzufügen, daß man sich vorsehen müsse, bey den Diensten, welche man den einen leisten will, nicht etwa irgend einem andern zu nahe zu treten. Denn die Sache versteht sich von selbst. In der That kann es leicht geschehen, daß man Leute für den Kopf stößt, welche man ohne Ungerechtigkeit, oder ohne eigene Gefahr nicht beleidigen kann. Es aus Uebereilung thun ist sträfliche Unachtsamkeit: es wissentlich thun, Tollkühnheit. Wenn man in dem Falle ist, jemanden wider Willen für den Kopf zu stoßen, so suche man sich, so gut als es immer möglich ist, dadurch zu entschuldigen, daß man so und nicht anderst habe handeln müssen, und können, und bestrebe sich, durch andre Dienste und Gefälligkeiten den Anstoß wider gut zu machen.

20. Bey den Diensten, welche man andern leistet, nimmt man entweder auf den Charakter, oder auf die Glücksumstände der Personen Rück-

sicht. Nun ist es freylich bald gesagt, und gewöhnlich führt man auch diese Sprache, daß man nur den Charakter der Personen, nicht ihre Glücksumstände in Betrachtung ziehe. Dieß klingt in der That schön. Allein wo findet sich der, welcher die Gelegenheit, einen reichen und mächtigen Mann durch Gefälligkeiten sich zu verpflichten, den gültigern Ansprüchen eines unbedeutenden, aber wackern Mannes aufopfern wollte? In der That sind wir immer am bereitwilligsten, demjenigen zu dienen, von welchem wir die sicherste und schnellste Wiedervergeltung hoffen. Allein dafür sollten wir die wahre Beschaffenheit der Dinge sorgfältig erwägen. Jener unbedeutende Mann, zum Exempel, wofern er anders ein rechtschafner Mann ist, wird, wenn er uns auch die Wohlthat nicht vergelten kann, doch uns in seinem Herzen Dank dafür haben. Nun sagte jemand, wer es auch immer war, ganz artig: „Wer geborgtes Geld habe, der „habe es nicht zurückzugeben; wer es zurückge„geben habe, der habe es nicht mehr. Den Dank „hingegen habe auch der noch in seinem Her-

„zen, welcher ihn mit der That bewiesen habe, „und wer ihn habe, der habe ihn auch gewisser „Maaßen bewiesen.„ Diejenige Classe von Menschen hingegen, welche sich für reich, vornehm, und groß hält, will sich nicht einmal durch Wohlthaten verpflichten lassen. Sie bilden sich so gar ein, andern einen Dienst erzeigt zu haben, wenn sie sich von ihnen die größte Wohlthat erweisen lassen. Auch werden sie immer glauben, daß wer sich ihnen gefällig erzeigt, dafür etwas verlange oder erwarte. Allein sich vollends nachsagen zu lassen, daß andre ihre Beschützer, und sie derselben Clienten seyen, das hassen sie ärger als den Tod. Jener Dürftige hingegen, welcher nicht zweifelt, daß bey allem, was man für ihn thut, einzig auf seine Person, und nicht auf die äussern Umstände Rücksicht genommen werde, wird sich bestreben, nicht nur seinem Wohlthäter, sondern allen, von welchen er, der vieler bedarf, etwas hoffen kann, als ein dankbarer Mann zu erscheinen. Auch wird er jede Gefälligkeit, welche er andern erzeigt, nicht nur nicht allzu hoch anschlagen, sondern im Gegentheil

eher herabsetzen. Auch dieses verdient, erwogen zu werden; daß, wenn wir einen mächtigen, und reichen Mann in Schutz nehmen, er allein, oder höchstens noch seine Kinder uns dafür Dank wissen. Ist es hingegen ein unbedeutender, aber ehrlicher und bescheidener Mann, so wird die ganze, immer sehr zahlreiche Classe gemeiner und nicht unedler Menschen bey uns eine Zuflucht zu finden glauben. Meines Erachtens ist also immer jede Wohlthat bey rechtschafnen Menschen besser, als bey reichen angewandt. Freylich müssen wir trachten, Leuten aus allen Classen durch unsre Dienste nützlich zu werden: aber bey einem Collisionsfalle, soll uns der Rath des Themistokles zur Regel dienen. Als ihn jemand fragte, ob er seine Tochter lieber einem armen, aber rechtschafnen, oder einem reichen, aber weniger achtungswerthen Manne geben wollte, so sagte er; Ich will allemal lieber einen Mann ohne Geld, als Geld ohne einen Mann. Indessen ist nun einmal unsre Denkungsart durch die Bewundrung der Reichthümer verdorben und ver-

drehet. Allein was geht denn das große Vermögen eines dritten dich oder mich an? Seinem Besitzer mag es wohl nützen; und auch diesem nicht immer. Doch gesetzt: so kann er mehr Aufwand machen: aber ist er darum auch achtungswerther? Wenn der Reiche zugleich ein rechtschafner Mann ist, so sollen seine Reichthümer uns nicht abhalten, ihm zu dienen: nur daß sie ihm nicht zur Empfehlung gereichen, und daß wir einzig darauf sehen, was für ein Mann, nicht wie reich einer sey. — Die letzte Lehre, die ich über diese Gattung der Dienstfertigkeit zu ertheilen habe, besteht darinn, daß wir nie gegen eine gerechte, nie für eine ungerechte Sache uns verwenden. Denn die Grundlage eines unwandelbaren Credits und Ruhmes ist die Gerechtigkeit, ohne welche nichts lobenswürdig heissen kann.

21. Bis hierher habe ich von derjenigen Gattung der Wohlthätigkeit geredet, welche sich auf einzelne Personen einschränkt. Im Verfolge werde ich von derjenigen handeln, welche sich auf alle Mitbürger, und auf den ganzen Staat

erstreckt. Auch diese Gattung ist von gedoppelter Art. Entweder ist sie dem gemeinen Wesen überhaupt nützlich; oder jedes Individuum hat davon besondern Genuß. In dem letzten Falle können wir sichrer auf den Dank rechnen. Unser Bestreben soll vor allem darauf gerichtet seyn, daß unsre Wohlthätigkeit zu gleicher Zeit so wohl dem gemeinen Wesen als auch einzelnen Bürgern nütze: aber auch auf einzelne Individuen darf sie sich einschränken, nur so, daß der Staat dabey, wo nicht gewinne, doch nicht zu Schaden komme. Cajus Gracchus erschöpfte durch seine Kornspende das Aerarium. Marcus Octavius hielt die seinige in solchen Schranken, daß der Staat sie aushalten konnte, und dem Volke nur seine Noth erleichtert wurde. Sie war also den Bürgern und dem Staate gleich heilsam. Besonders müssen Regenten dafür besorgt seyn, daß jedem der Besitz des Seinigen gesichert bleibe, und das Eigenthum einzelner Bürger nicht durch öffentliche Verordnungen geschmälert werde. Als der Volkstribun Philippus das Gesetz von der Vertheilung der Län-

dereyen in Vorschlag brachte, so bewies er freylich von dieser Seite ungemein viele Mäßigung, daß er, als sein Vorschlag verworfen ward, sich zufrieden gab: aber in seiner Rede, worinn er überhaupt den Volksfreund allzusehr hören ließ, that er unter anderm auch diese sehr bedenkliche Aeußerung, daß er sagte: In dem ganzen Staate seyen nicht zwey tausend Menschen, welche zu leben hätten. Eine höchst gefährliche Rede, welche auf eine Ausgleichung des Vermögens hindeutete — das schrecklichste Uebel, welches einem Staate widerfahren kann. Denn eben deswegen sind ja die Menschen vornehmlich in Staaten und bürgerliche Gesellschaften zusammengetretten, damit jedem sein Eigenthum gesichert würde. Wenn gleich ein natürlicher Trieb zum gesellschaftlichen Leben sie zusammen führte, so war es doch eigentlich die Hofnung ihr Eigenthum sicher zu stellen, was sie bewog den Schutz der Städte zu suchen. — Auch dafür müssen Regenten besorgt seyn, daß sie nicht, was bey unsern Voreltern öfters der Fall war, durch beständige Kriege, und die Ar-

muth des Aerariums in die Nothwendigkeit gesetzt werden, von dem Volke Auflagen zu erheben: und um dieß zu verhüten, müssen lange zum voraus Anstalten getroffen werden. Wenn aber irgend einem Staate (ich spreche lieber im Allgemeinen, um nicht für unsern Staat ein ahndungsvolles Wort fallen zu lassen, und ausserdem ist hier vom Allgemeinen, nicht vom Besondern die Rede) wenn, sage ich, in irgend einem Staate die Umstände eine solche Beschwerde nothwendig machen, so gebe man sich alle Mühe, jedermann zu überzeugen, daß man, um der allgemeinen Wohlfahrt willen, der Noth sich unterziehen müße. Ferner, müssen alle Regenten dafür sorgen, daß es an einem hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln nie fehle. Die Vorkehrungen, welche man in dieser Absicht zu machen hat, und gewöhnlich macht, brauche ich nicht, anzuzeigen; sie sind bekannt genug: nur mußte ich die Sache berühren. Vor allem aus aber hat man bey jedem öffentlichen Geschäfte und Amte sich in Acht zu nehmen, daß man sich ja nicht dem mindesten Verdachte des Ei-

gennutzes bloß gebe. Wollten die Götter, sprach der Samnite Cajus Pontius, daß das Schicksal meine Geburth in diejenigen Zeiten hinausgeschoben hätte, in welchen die Römer vielleicht anfangen werden Geschenke zu nehmen! Ich würde ihrer Herrschaft bald ein Ende gemacht haben. Wahrlich, da hätte er noch manches Menschenalter zuwarten müssen: denn es ist noch gar nicht lange, seitdem dieses Unheil sich in unsern Staat eingedrungen hat. Wenn also so viel von diesem einzigen Umstande abhieng, so ist es mir um so viel lieber, daß Pontius damals gebohren ward. Es sind noch nicht volle hundert und zehn Jahre, seit dem das Gesetz wegen Wiedererstattung der erpreßten Gelder vom Lucius Piso in Vorschlag gebracht ward. Vorher wußte man von keinem solchen Gesetze. Seit dieser Zeit aber wurden so viele andre gemacht, und die letzten immer die schärfsten; wurden so viele Anklagen unternommen, so viele Beklagte verfällt; ward ein so gefährlicher Krieg, wie der Italische, einzig aus Furcht vor gerichtlichen Untersuchungen angezet-

telt; werden endlich, nachdem Gesetze und Gerichte ihr Ansehn verloren haben, unsre Bundesgenossen so sehr bestohlen, und ausgeplündert, daß es nicht unsre eigne Kraft, sondern die Schwäche andrer Nationen ist, durch die wir noch aufrecht stehen.

22. Panätius lobt den Africanus wegen seiner Uneigennützigkeit. Allerdings ein verdientes Lob: wiewohl unter seinen Verdiensten dieses nicht das größte ist. Das Lob der Uneigennützigkeit gebührt ihm nicht als persönliches Eigenthum, er theilt es mit seinem Zeitalter. Paullus Aemilius, welcher den ganzen ungemein reichen Schatz des Macedonischen Königes eroberte, brachte dadurch eine so große Summe Geldes in unser Aerarium, daß die Beute dieses einzigen Feldherrn allen Auflagen ein Ende machte. In sein Haus brachte er nichts, als den unsterblichen Ruhm seines Nahmens. Africanus ahmte dem Beyspiele seines Vaters nach. Er war nach der Zerstörung von Carthago nicht reicher, als vorher. Und war es sein College

in

in der Censur Lucius Mummius, nachdem er Corinth, eine der reichsten Städte zerstört hatte? Im Gegentheile wollte er lieber mit der Beute Italien, als sein eignes Haus schmücken. Zwar deucht mir, daß das von ihm geschmückte Italien auch einen Glanz auf sein eignes Haus warf. Es giebt also, (um wieder auf meinen eigentlichen Gegenstand einzulenken,) kein häßlicheres Laster, als die Habsucht, zumal an Regenten. Denn mit dem gemeinen Wesen sein Gewerbe treiben, ist nicht nur schändlich; es ist lasterhaft, und gewissenlos. Was der Pythische Apollo von Sparta geweissagt hat, daß kein andres Uebel als die Habsucht es zu Grunde richten würde, das, sollte man glauben, habe er nicht den Lacedämoniern allein, sondern jedem mächtigen Staate geweissagt. Uebrigens ist es gewiß, daß Regenten das Wohlwollen des großen Haufens durch nichts andres so leicht gewinnen können, als durch Uneigennützigkeit und Genügsamkeit. Jene sich so nennende Volksfreunde hingegen, welche entweder die Vertheilung der

Ländereyen, wodurch der Besitzer aus seinem Eigenthum vertrieben werden soll, in Vorschlag bringen, oder eine Erlassung der Schulden verlangen, diese erschüttern die Grundsäulen des Staates — ich meyne die Eintracht, welche nicht Statt haben kann, wenn man dem einen sein Geld nimmt, um es dem andern zu geben — und die Gerechtigkeit, welche gänzlich aufgehoben wird, wenn nicht jedem sein Eigenthum bleibt. Denn eben das ist, wie ich oben sagte, der Zweck, weswegen die Menschen sich in bürgerliche Gesellschaften, und in Städte vereinigt haben, damit jedem der freye Gebrauch, und der ungestörte Besitz seines Eigenthums sicher gestellt wäre. Zudem werden auch solche Leute den Dank, welchen sie auf Kosten der allgemeinen Ordnung und Ruhe suchen, nicht einmal erhalten. Denn derjenige, welchem sein Eigenthum geraubt ward, wird ihr Feind; und der, welcher das Geraubte erhält, läßt sich's ja nicht merken, daß er es gewünscht habe: vorzüglich bey Erlassung der Schulden wird jeder seine Freude verbergen, um dem Verdacht zu entge-

hen, daß er nicht hätte bezahlen können. Der Gekränkte hingegen wird weder das Unrecht vergessen, noch seine Empfindlichkeit unterdrücken. Und wenn auch gleich diejenigen welche durch das Unrecht gewinnen, denen, welche dadurch beeinträchtigt werden, an der Menge überlegen sind, so sind sie's doch darum nicht auch an Macht. Denn hier kömmt es weniger auf die Zahl, als auf das Gewicht an. Mit welchem Schein des Rechtes kann es übrigens wohl zugehen, daß ein Stück Landes, welches viele Jahre, vielleicht mehrere Menschenalter hindurch einen rechtmäßigen Besitzer hatte, von dem, der keinen Anspruch darauf hat, besessen, und dem, welcher ihn hat, entrissen werde?

23. Eine solche Art von Ungerechtigkeit war es, welche die Lacedämonier an dem Ephorus Lysander mit der Verbannung, und, was vorher keinem ihrer Könige widerfahren war, an dem König Agis mit dem Tode rächten. Und seit diesem Zeitpunkt entstunden so große Zerwürfnisse, daß sich bald Tyrannen unter ihnen erhoben, bald die angesehensten Bürger vertrieben wurden, und

dieser auf eine so vortrefliche Verfassung gebaute Staat allmälig zerfiel. Auch gieng nicht er allein zu Grunde, sondern das von Lacedämon her um sich greiffende Verderben bewirkte auch den Umsturz der übrigen Staaten Griechenlandes. Und was anders hat unsre Gracchen, die Söhne des großen Tiberius Gracchus, und Enkel des Afrikanus, was anders hat sie gestürzt, als die Streitigkeiten wegen der Vertheilung der Ländereyen? Dagegen erwarb sich Aratus von Sicyon ein verdientes Lob. Dieser hatte, nachdem sein Vaterland vierzig Jahre lang von Tyrannen unterdrückt gewesen, von Argos aus, durch einen geheimen Ueberfall sich der Stadt Sicyon bemächtiget, den Tyrann Nicocles überrascht, sechshundert von den reichsten Bürgern, aus der Verweisung zurückberufen, und so seinem Vaterlande die Freyheit wieder geschenkt. Allein nun erhoben sich in Ansehung der Güter und Besitzungen nicht geringe Schwierigkeiten. Auf der einen Seite fand er es höchst ungerecht, daß die zurückberufenen Bürger, deren Besitzungen in fremden Händen waren, in der

Dürftigkeit leben sollten: auf der andern schien es ihm eben auch nicht billig, einen fünfzigjährigen Besitz aufzuheben, da in einem so langen Zeitraume manches durch Erbschaft, manches durch Kauf, und manches durch Heyrath einen nicht unrechtmäßigen Besitzer gefunden hatte. Er glaubte also, auf ein Mittel denken zu müssen, wodurch er die frühern Eigenthümer entschädigen könnte, ohne den spätern das ihrige zu nehmen. Um dieß ins Reine zu bringen, bedurfte er einer Summe Geldes. Er machte daher seinen Entschluß nach Alexandria zu reisen bekannt, befahl, bis auf seine Rückkunft alles in dem vorigen Stande zu lassen, und eilte zu seinem Gastfreunde Ptolemäus, dem zweyten Könige seit der Erbauung von Alexandria. Diesem eröfnete er sein Vorhaben, sein Vaterland wieder in den Zustand der vorigen Freyheit zu setzen, und legte ihm den hierzu entworfnen Plan vor. Es ward dem großen Manne nicht schwer, den reichen König zu bereden, daß er ihn mit einer beträchtlichen Summe Geldes unterstützte. Mit dieser kehrte er nach Sicyon zu-

rück, und wählte sich fünfzehn der angesehensten Bürger zu Mitràthen. Mit diesen verhörte er sowohl die Besitzer fremder Güter, als auch diejenigen, welche um das ihrige gekommen waren. Alsdenn schätzte er die Besitzungen so, daß die einen sich leicht bereden liessen, die angebotene Summe anzunehmen, und auf die Güter Verzicht zu thun, andre es besser fanden, sich das Geld auszahlen zu lassen, als ihr Eigenthum wieder zu erlangen. So ward die Eintracht hergestellt, ohne daß irgend ein Mensch sich beklagte. In der That ein großer Mann, der in Rom hätte gebohren werden sollen. Das nenne ich, mit Bürgern so handeln, wie es recht ist, und ganz anderst, als wenn man, (was wir schon zweymal erlebt haben) auf öffentlichem Markte den Speer aufpflanzt, und die Güter der Mitbürger durch den Ausrufer zur Versteigerung feil bietet. Im Gegentheil glaubte jener Grieche, as ein weiser, vortreflicher Mann, für alle seine Mitbürger sorgen zu müssen. In der That ist es die beßte und weiseste Staatsklugheit eines wahren Patrioten,

das Interesse der Bürger nie zu trennen, und alle insgesammt bey den gleichen Rechten zu schützen. Wie? Jemand sollte umsonst in einem fremden Hause wohnen? Wie? Ich soll es kaufen, bauen, unterhalten, mein Geld darauf verwenden, und ein andrer soll, mir zum Trotze, den Genuß davon haben? Was anders heißt das, als dem einen sein Eigenthum rauben, und einem andern geben was nicht sein ist? — Und wohin führt die Aufhebung der Schulden? Wohin anders, als daß ein andrer mit meinem Gelde Güter kaufe; daß er diese Güter besitze, und ich mein Geld verliere?

24. Man sorge also dafür, daß die Ruhe des Staates nicht durch Schuldenlasten in Gefahr komme; und diesem Uebel kann auf mehr als Eine Weise begegnet werden — nur nicht dadurch, daß die Reichen das Ihrige verlieren, und die Schuldner an fremdem Gute sich erholen. Denn die bürgerliche Einigkeit hat kein festeres Band, als Treue und Glauben; und diese finden unmöglich Statt, wenn der Schuldner nicht zur Wiedererstattung des ihm anver-

trauten Gutes angehalten wird. Nie ward die Aufhebung der Schulden eifriger betrieben, als unter meinem Consulate. Leute von jeder Gattung und jedem Stande versuchten es, die Sache durch Waffen und Kriegsheere durchzusetzen. Allein mein muthiger Widerstand wendete dieses so schreckliche Uebel von dem Staate ab. Nie war die Schuldenlast größer, als damals: und nie ward sie richtiger, und leichter getilget. Denn da die Hofnung, die Gläubiger berauben zu können, vernichtet war, so folgte die Nothwendigkeit des Zahlens von selbst. Jener andre hingegen, welcher damals den kürzern zog, und nachher die Oberhand gewann, vollführte den Anschlag, womit er sich lange getragen hatte, zu einer Zeit, da er kein persönliches Interesse mehr dabey haben konnte. Sein Hang zum Uebelsthun war so stark, daß es ihm auch da noch Freude machte, Unheil zu stiften, als es ihm dazu an Beweggründen fehlte. Mit dieser Art von Freygebigkeit also, welche den einen giebt, den andern nimmt, werden Regenten, welchen die Ruhe des Staates am Herzen liegt, sich nie bemengen: im Gegentheile werden sie

dafür sorgen, daß durch eine unpartheyische Verwaltung des Rechtes und der Gerichte jedem der Besitz seines Eigenthums gesichert bleibe, und daß weder der Aermere um seiner Niedrigkeit willen verkürzt, noch auch dem Reichen aus Mißgunst, der Besitz, oder die Wiedererlangung seines Eigenthumes verkümmert werde. Dabey werden sie sich bestreben, im Kriege wie im Frieden, auf jede mögliche Weise die Herrschaft des Staates auszudehnen, und seine Besitzungen und Einkünfte zu vermehren. Das wird der wahrhaft große Mann thun: das haben unsre Vorfahren oft gethan. Wer diese Pflichten ausübt, der wird nicht nur das Beßte des Staates befödern, sondern sich selbst Credit und Ansehen erwerben. —

In dieser Abhandlung von dem Nützlichen vermißt Antipater von Tyrus ein unlängst in Athen verstorbner Stoischer Weltweiser, an dem Plane des Panätius zwey Stücke; die Sorge für die Gesundheit, und für das Vermögen. Allein ich vermuthe, der große Mann habe diese beyden Dinge absichtlich übergangen, weil er glaubte, daß es hierüber keiner Vor-

schriften bedürfe: Denn daß sie in die Rubrik des Nützlichen gehören, das wird wohl niemand läugnen. Um indessen auch hierüber ein Wort zu sagen, so gründet sich die Erhaltung der Gesundheit auf die Kenntniß unsers Körpers, auf die Beobachtung dessen, was ihm zuträglich, oder schädlich ist, auf die Mäßigkeit im Essen und Trinken, und in der ganzen übrigen Lebensart, auf die Enthaltsamkeit von den sinnlichen Lüsten, und endlich auf den Beystand der Aerzte, deren Beruf es ist, alle dahin gehörigen Kenntnisse zu studieren. — Was das Vermögen betrift, so muß es durch solche Mittel, welche nicht unedel sind, erworben, durch Fleiß und Sparsamkeit erhalten, und durch eben diese Mittel geäufnet werden. Diese ganze Materie hat Xenophon, der Schüler des Sokrates, vorzüglich gut in demjenigen Buche abgehandelt, welches der Haushälter betittelt ist, und welches ich ungefähr in dem Alter, in welchem du jetzo bist, ins Lateinische übersetzt habe.

25. Oft wird es sich treffen, daß wir in der Nothwendigkeit sind, mehrere Arten des Nützlichen gegen einander abwägen zu müssen.

Dieß ist der vierte Punkt meiner Untersuchung, welchen Panätius ebenfalls übergangen hat. In der That kommen oft die Vortheile des Körpers mit den äussern Gütern, oft diese mit jenen, oft die Vortheile des Körpers mit sich selbst, und eben so die äussern Güter mit einander in Collision. Zum Exempel die äussern Güter mit den Vortheilen des Körpers; man zieht die Gesundheit den Reichthümern vor: die Vortheile des Körpers mit den äussern Gütern; man findet Reichthum besser, als ausserordentliche Leibesstärke: auch die Vortheile des Körpers unter sich; man giebt der Gesundheit vor dem sinnlichen Vergnügen, der Leibesstärke vor der Behendigkeit den Vorzug: endlich die äussern Güter unter einander; man schätzt Ansehn höher als Reichthümer, die städtischen Einkünfte höher als die Landwirthschaft. Bey Gelegenheit dieser Vergleichung erinnere ich mich folgender dahin gehörigen Anekdote vom ältern Cato. Es fragte ihn jemand, welches, nach seinem Befinden, der Nützlichste Zweig der Oekonomie wäre. Gute Viehzucht, gab er

jenem zur Antwort. — Und der nächste, nach diesem? — So ziemlich gute Viehzucht. — Und der dritte? — Gemeine Viehzucht. — Und der vierte? — Ackerbau. — Und was haltest du vom Wucher? fragte der andre. Und was haltest du vom Strassenraube? erwiederte Cato. Aus den angeführten und ähnlichen Beyspielen ergiebt es sich, daß zwischen den verschiednen Arten des Nützlichen öfters eine Vergleichung Statt finde, und daß folglich diese vierte Hauptquelle in der Abhandlung von den Pflichten mit Recht ihre Stelle behaupte. Uebrigens werden gewisse Biedermänner, welche in der Mitte der Janusstrasse zu sprechen sind, über diese ganze Materie von der Erwerbung, von der Anlegung, (ich wünschte auch sagen zu können, von dem vernünftigen Gebrauche) des Geldes beßre Auskunft geben, als irgend ein Weltweiser, irgend einer Schule sie geben könnte. Indeß muß man auch auch dieses wissen. Denn es gehört in die Rubrik des Nützlichen, wovon ich in diesem Buche gehandelt habe. Und nun zum Verfolge.

Verbesserungen.

Seite	Zeile.		
19.	1.	Weisheit ist also	man lese: Wahrheit ist also.
20.	3.	des moralischen Guten	= = = des moralisch Guten.
83.	2.	ihrer Sorge	= = = seiner Sorge.
= =	8.	zu dem grossen	= = = zu den grossen.
184.	19.	abtrünnig	= = = leicht abtrünnig.
190.	21.	dauerhaftem Ruhme	= = = dauerhafter Ehre.
206.	2.	sehr grossen	= = = ihm sehr grossen.
= =	5.	den Scheffel	= = = den Scheffel Getraydes.
207.	10.	und aller	= = = und allen.
207.	14.	einen dauerhaften	= = = einen dauerhaftern.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cicero, Marcus Tullius,

Von den Pflichten

Bd.: 1

(1800)

Coburg, Landesbibliothek -- A III 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11913121-7